

1,20 DM / Band 7
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 9,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

CHATEAU D'AMOUR

Das Horror-Schloß im Spessart



Das Horror-Schloß im Spessart

John Sinclair Nr. 7

von Jason Dark

erschienen am 11.04.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Horror-Schloß im Spessart

Es war einmal ein Märchenschloß im Wald. Wer als Gast kam, wurde verwöhnt. Hübsche Mädchen kümmerten sich um ihn, lasen ihm jeden Wunsch von den Augen ab.

Der Gast fühlte sich wohl. So wohl, daß er die Gefahr nicht sah, in die er sich begeben hatte. Denn das Märchenschloß im Walde wurde für ihn zu einem Alptraumschloß. Nicht nur Mädchen warteten auf ihre Kunden, sondern auch die Dämonen der Hölle…

Die Musik war sanft und einschmeichelnd!
Die drei Farbigen beherrschten ihre Instrumente im Schlaf. Braune, lange Finger bewegten die Trommelstöcke traumhaft sicher. Sie schienen die Haut der Trommeln nur zu streicheln.
Der Mann am Piano hatte die Augen halb geschlossen. Er konzentrierte sich ausschließlich auf seine Musik.
Der Puertoricaner war ein Meister seines Fachs auf dem Saxophon. Er schwang seinen Oberkörper im Rhythmus des Spiels.
Und Yvonne strippte.
Yvonne, der blonde Tiger, führte auf der kleinen Tanzfläche eine Schau auf, die den anwesenden Männern die Tränen in die Knopflöcher trieb.
Wer hätte in dieser einsamen Gegend solch einen heißen Strip vermutet?
Yvonne ließ die blonde Mähne fliegen. Ihre schmalen Hüften bewegten sich im Takt der Musik. Sie hatte die Lippen gespitzt, ihr Blick war verschleiert, und wenn sie einen der Gäste ansah, hatte jeder das Gefühl, daß Yvonne nur für ihn tanzte.
Noch trug sie ihr hauchdünnes glitzerndes Oberteil und ein Nichts von Slip.
Yvonnes Hände mit den rotlackierten Fingernägeln streichelten den gutgewachsenen Körper. Dabei verdrehte sie gekonnt die Augen. Das Spotlight übergoß ihr Haar mit blitzenden Reflexen.
Irgendwo im Hintergrund stöhnte jemand auf. Die Gesichter der Gäste waren in dem vorherrschenden Dämmerlicht nur als blasse, ovale Flecken zu erkennen. Selbst die anderen Animiermädchen anerkannten Yvonnes Strip neidlos.
Schlangengleich fuhren die Finger den Rücken hinauf, kamen am Verschluß des Oberteils zur Ruhe – zögerten…
Die Musik verstummte.
Während sekundenlanger Stille herrschte atemlose Spannung.
Dann eine Bewegung des Zeigefingers und des linken Daumens.
Das Oberteil fiel.
Es flatterte wie eine ausgebreitete Fahne zu Boden. Die Musik setzte wieder ein. Diesmal schneller, wilder. Yvonne bog ihren Körper durch, sie tanzte im Rhythmus der Klänge auf die ersten Tische zu. Mit geschmeidigen Bewegungen, begleitet von kurzem spöttischem Lachen, entglitt sie den zugreifenden Händen. Während sie sich wieder zurück auf die Tanzfläche bewegte, warf sie den grinsenden Musikern Kußhände zu.
Die Show ging weiter.
Das Licht wechselte. Ein dunkles Rot übergoss die Tanzfläche. Yvonne spreizte die Beine, streckte auch die Arme aus, bog ihren Oberkörper vor und ließ die Hände durch die gespreizten Beine

gleiten. Dabei fiel ihr das lange Haar wie ein Schleier vor das Gesicht.

Das weiche kuschelige Fell lag auf dem Boden. Yvonne räkelte sich in eindeutigen Posen.

Und dann – kaum einer hatte es mitbekommen – fiel auch der hauchdünne Slip.

»O verflucht!« keuchte ein Mann.

Yvonne wirbelte hoch, nahm den Slip und schleuderte ihn ins Publikum.

Arme fuhren in die Höhe, Hände griffen nach dem Wäschestück.

Wer es bekam, der konnte sich glücklich schätzen. Der Slipfänger hatte im Chateau d'amour eine Nacht mit Yvonne frei. Und von dieser Nacht träumten Männer noch monatelang. So jedenfalls wurde es erzählt.

Das Licht erlosch.

Dunkelheit.

Für Sekunden nur. An den Wänden begannen langsam die roten Lampen zu brennen. Auch die Bühne wurde wieder beleuchtet. Diesmal von unten. Blaues Licht brach aus dem gläsernen Boden.

Yvonne stand auf der Stripfläche und lächelte. Ein flauschiger Bademantel umhüllte ihren jugendlichen Körper. Yvonne kuschelte ihr Gesicht gegen den hohen Kragen des Bademantels, während ihr Mund verlockend lächelte.

Unter den Gästen entstand Aufruhr. Ein Mädchen kicherte. Dann eine andere Stimme. »Hoffentlich überstehst du die Nacht auch, Dicker!«

»Keine Sorge, ich bin anderes gewohnt.«

»Das scheint mir aber nicht so.« Sessel wurden gerückt. »Laßt mich mal durch, Mann.«

»Du hast es aber eilig. Bin ich dir nicht schön genug, Dicker?«

»Ach, laß mich in Ruhe.«

Der Höschenfänger hatte es endlich geschafft, bis zur Tanzfläche vorzudringen.

»Einen Tusch für unseren Gewinner!« Die Stimme war wohlklingend. Aus einem Lautsprecher tönte die wohlklingende Stimme des Geschäftsführers.

Der Gewinner riß beide Arme hoch und schwenkte seine Beute. Yvonne lief die beiden Schritte auf ihn zu. Dabei klaffte ihr Bademantel auseinander.

Der Dicke bekam Stielaugen. Zwei Sekunden später fühlte er sich schon im Siebten Himmel, als sich weiche Arme um seinen Hals legten und rote Lippen über seine Wange glitten.

Er ließ das Höschen fallen und drückte die Stripperin fest an sich. »Das wird eine Nacht«, murmelte er.

Die Stripperin lächelte, obwohl sie den Gewinner am liebsten zum Teufel gewünscht hätte. Er war überhaupt nicht ihr Typ. Aber

Geschäft ist Geschäft. Und sie spielte mit.

Der Dicke legte seinen rechten Arm um ihre Taille. Er war für einen Mann ziemlich klein, reichte Yvonne gerade bis zum Haaransatz. Das Jackett seines dunkelblauen Anzuges spannte sich auf dem Bauch. Die Krawatte war verrutscht. Der Kopf schien fast auf den Schultern zu sitzen, und die kleinen Augen in dem runden Gesicht glänzten in erwartungsvoller Vorfreude.

Eine Treppe führte im Hintergrund des Lokals nach oben. Dort lagen auch die Räume, in die sich die Girls mit ihren Kunden zurückzogen.

Der Dicke hatte es eilig.

Er hörte noch, wie der Ansager rief: »Morgen sind Sie vielleicht der glückliche Gewinner. Wer weiß es. Nur nicht den Mut verlieren, denn was wir bieten, das bekommen Sie woanders nicht. Und nun die nächste Attraktion. Leila und Achmed, das Paar aus dem Orient mit ihrer sensationellen Schau.«

Den Dicken interessierte die Schau nicht mehr. In den nächsten Stunden zählte für ihn nur noch der blonde Tiger. Der Dicke war gespannt, was das Girl zu bieten hatte. Man hörte ja die tollsten Sachen von Yvonne.

Er sollte eine Überraschung erleben…

Das Gewölbe lag tief unter der Erde!

Dicke, uralte Rundbogenpfeiler stützten die Decke ab. Die Wände waren aus Stein, auf dem eine weißgrün schimmernde Schimmelschicht wie eine zweite Haut lag.

Die Luft war kaum zu atmen. Sie roch nach Moder und Verwesung. Kein Lichtstrahl zerschnitt das schützende Dunkel, das in dem Gewölbe ein Geheimnis verbarg.

Etwas Drohendes, unbeschreiblich Schreckliches lauerte in der Dunkelheit. Hin und wieder waren seltsame Geräusche zu vernehmen, die jedem Menschen einen Schauer über den Rücken jagen konnten.

Ächzen, Stöhnen, Schmatzen…

Urlaute, die aus der Finsternis drangen und sich schaurig anhörten. Dann war es wieder still, und es schien, als hole das Grauen erneut Atem, um wieder zuschlagen zu können.

Welches Geheimnis verbarg das Gewölbe?

Kaum einer kannte es, und jeder, der davon erfahren hatte, hütete sich, ein Wort darüber zu verlieren. Denn das Böse sollte wachsen und sich entfalten und wie eine Pest ahnungslose Menschen befallen…

Yvonne schloß die Zimmertür auf. Bevor sie den Raum betrat, drehte sie sich noch einmal um. Der Duft des Herrenparfüms drang ihr in die Nase, so dicht stand der Gewinner hinter ihr.

»Wie heißt du?« fragte sie ihn.

Der Dicke leckte sich über die Lippen. »Paul. Ich heiße Paul.«

»Ein wunderbarer Name, Darling.«

Paul bekam große Augen. »Das hat mir noch niemand gesagt«, erwiderte er und drückte Yvonne einen feuchten Kuß auf den linken Handrücken.

Und das wird dir auch nie mehr jemand sagen, dachte die Stripperin und lächelte bei diesem Gedanken.

Sie stieß die Tür auf und machte Licht.

Die Beleuchtung war rot, wie es sich für ein Sündenzimmer gehört. Das große runde Bett beherrschte den Raum. In einer Ecke stand ein Kühlschrank. Daneben befand sich die Tür zur Dusche. Über dem Bett klebte ein Spiegel an der Decke. Der Dicke sah es, und ein genüssliches Grinsen lag auf seinen Lippen.

Yvonne schloß die Tür. Sie hatte den Mantel offen gelassen, so daß bei jedem Schritt ihre schlanken Beine bis hinauf zu den Oberschenkeln zu sehen waren.

»Wir sollten etwas trinken«, schlug Yvonne vor. »Es geht schließlich auf Kosten des Hauses, und wir haben Zeit, viel Zeit.«

Paul nickte.

Yvonne holte eine Flasche Sekt aus dem Kühlschrank. Billiges Zeug, doch das Etikett der Flasche war überklebt. Jetzt war angeblich bester Champagner darin.

»Laß mich die Flasche öffnen«, bot sich der Dicke an. Er hatte sein Jackett ausgezogen und nahm die Flasche entgegen. Unter seinen Achselhöhlen war das Hemd schweißnaß.

Paul stellte sich nicht sehr geschickt an. Er fummelte an dem Draht des Korkens herum, bewegte die Flasche hin und her, und als der Korken endlich aus der Öffnung fegte, schäumte der Sekt über. Er lief an der Flasche entlang und tropfte zu Boden.

Yvonne hatte schon die Gläser geholt. »Schnell«, rief sie.

Paul schenkte ein. Der Schaumwein perlte in die Gläser, rann über den Rand.

»Cheerio«, rief der Dicke, »auf unsere Nacht!«

Yvonne prostete ihrem Gast zu.

Paul leerte das Glas mit einem Zug. Die Augen traten ihm dabei aus den Höhlen. Hinterher mußte er aufstoßen.

Yvonne hatte nur genippt.

»Phantastisch«, sagte der Dicke. »Selten einen so tollen Sekt getrunken. Man merkt doch den Unterschied.«

»Tja, bei uns kriegst du eben was geboten«, erwiderte die Stripperin und dachte: wie kann man nur so blöd sein.

Paul aber fühlte sich in Form. Er leerte noch ein zweites Glas. Seine Augen schimmerten mit seidenem Glanz, schließlich hatte er vorher nicht nur Selterwasser getrunken.

»Komm, laß uns anfangen«, drängte er und umarmte Yvonne.

Sie entzog sich seiner tollpatschigen Bewegung durch eine geschickte

Drehung.

Paul – nicht mehr ganz sicher auf den Beinen – fiel aufs Bett, wo er erst einmal bäuchlings liegenblieb.

»Geh dich erst duschen«, bat Yvonne.

Der Dicke rollte sich auf den Rücken. Seine linke Hand fuhr in den Spalt ihres Bademantels. »Kommst du denn auch?«

»Natürlich, was denkst du denn? Weißt du, Paul, ich habe so mein Programm. Ich bin nicht dafür, daß alles auf die schnelle gemacht wird. Wir sollten uns Zeit nehmen, viel Zeit.«

Paul setzte sich auf, zuckte die Schultern und grinste dümmlich. »Wenn du meinst.«

Er ließ sich von Yvonne hochhelfen und steuerte singend die Dusche an.

Paul war selig. Er dachte an seine Freunde. Teufel, wenn die ihn jetzt so sehen könnten, dann würden sie ihn nicht mehr auslachen. Dann war er der Held.

Er öffnete die Tür und betrat die Dusche, Die Wände waren mit braunen Fliesen gekachelt, ebenso der Boden.

Nur das Duschbecken hob sich in seinem gelben Farbton deutlich ab.

Paul schloß die Tür nicht ganz. Spaltbreit ließ er sie offenstehen. Er warf noch einen Blick zurück in das Zimmer, sah den Rücken der Stripperin und das Sektglas, das sie in der Hand hielt.

Der Dicke zog sich aus. Seine Unterwäsche war klamm vor Schweiß. Das Gesicht hatte eine rötliche Färbung angenommen. Paul freute sich, er würde die Nacht auskosten bis zur letzten Minute.

Die Musik unten aus der Bar war nicht mehr zu hören. Die dicken Wände schluckten den Schall. Und wieder musste Paul an seine Freunde denken. Sie hielten ihn für einen frustrierten Hahn, hätten nie geglaubt, daß er so etwas wie heute fertigbringen würde. Aber sie hatten sich alle getäuscht.

Der Tip war wirklich gut, den er bekommen hatte. *Chateau d'amour* – wie sich das schon anhörte. Schloß der Liebe. Und es war wirklich ein Schloß, das tief im Wald lag und Paul an eine verwunschene Märchenstätte erinnerte. Und das Dornröschen brauchte er nicht einmal zu wecken.

Paul drehte die Dusche an. Die für ihn richtige Temperatur hatte er in der Mischbatterie eingestellt. Lauwarme Wasserstrahlen prasselten auf seinen Körper. Ein paar Mal versuchte Paul, den Bauch einzuziehen. Dünner wirkte er dabei nicht. So ein Wohlstandsbauch ließ sich nicht verbergen.

Wieder nahm er sich vor abzunehmen. Schließlich wollte er auch durch sein Äußeres wirken und nicht nur mit der Brieftasche Eindruck erwecken.

Paul war selbständig. Er besaß eine eigene Handelsvertretung und

verdiente nicht schlecht. Seine beiden Kinder waren verheiratet, Ralf war sogar bei der Polizei. Er steckte in irgendeiner Sondertruppe, über die er jedoch bei seinen seltenen Besuchen nie sprach.

Paul tastete nach der Seife. Er drehte den Duschkran etwas zur Seite und begann, sich zu waschen. Hastig rieb er sich von oben bis unten ein. Schon bald lag der cremige Schaum auf seiner Haut. Er roch angenehm. Paul hüpfte wieder unter den Wasserstrahl und spülte seinen Körper ab.

Ein Handtuch lag bereit.

»Wolltest du nicht kommen?« rief Paul.

»Ja – gleich.«

Paul näherte seine Lippen dem Tür spalt. »Dann beeil dich aber.«

»Ach, ich warte hier im Zimmer auf dich.«

Paul war nicht begeistert, brummte aber: »Meinetwegen.«

So rasch wie heute hatte er sich noch nie abfrottiert. Die Haut lief rot an und schien zu brennen. Paul überlegte, ob er in seine Sachen steigen sollte, ließ es jedoch bleiben und band sich nur das Handtuch um die Hüften. Mit allen zehn Fingern fuhr er sich durch das nasse Haar, rieb in Vorfreude seine Hände und rief: »Ich komme, Süße!«

Yvonne gab keine Antwort.

Langsam zog er die Tür auf. Von seinen Waden tropfte noch Wasser auf die Fliesen. Paul blickte in das Zimmer, konnte Yvonne aber nicht entdecken.

»He, wo bist du?«

Wieder keine Reaktion.

Sie ist abgehauen! Dieser Gedanke schoß dem Dicken durch den Kopf. Einfach verschwunden, das Biest. Na, der werde ich Beine machen. Es war viel, was Paul sich vornahm. Nach drei Schritten blieb er vor dem Bett stehen.

Von Yvonne – keine Spur!

»Wo, zum Teufel, steckst du?« rief er wütend.

»Hier!« Die Stimme klang hinter Pauls Rücken auf.

Der Dicke warf sich herum.

Yvonne stand im toten Winkel hinter der Tür zur Dusche. Jetzt trat sie einen Schritt vor.

Paul hatte das Gefühl, mit eiskaltem Wasser überschüttet zu werden. Vor ihm stand nicht Yvonne, sondern eine uralte Frau.

»Das… das ist doch nicht möglich«, flüsterte Paul. »Das gibt es nicht.« Er wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Augen, doch das Bild blieb.

»Was gibt es nicht?« fragte die Frau. Sie hatte Yvonnes Stimme und ihren Körper – nur das Gesicht nicht.

Es sah schrecklich aus, wirkte auf Paul wie eine Kraterlandschaft mit unzähligen Falten, Rissen, Blasen und Hügeln. Pusteln bedeckten die

graugrüne Haut. Die Pupillen waren übergroß und schimmerten hellweiß.

Es war eine Fratze des Schreckens.

Paul wich zurück. Er stieß jedoch mit den Kniekehlen gegen das Bett und fiel hintenüber.

Yvonne kam ihm nach.

Kichernd, hechelnd.

»So hast du dir die Nacht bestimmt nicht vorgestellt, was, Süßer?« höhnte sie, streckte ihre Hände aus und rieb sie gegeneinander. Unter ihrer dünnen Haut schien das Blut zu kochen. Die Adern zuckten und bewegten sich.

Paul wollte aufspringen, doch er blieb liegen, als sei er auf dem Bett festgenagelt.

»Weg!« keuchte er, »geh weg. Ich… ich will dich nicht mehr sehen!«

Yvonne lachte nur. Sie beugte sich über ihn. Paul sah das gräßliche Gesicht immer näher kommen.

Und die Hände, zu Klauen gekrümmt, griffen nach seinem Hals, umspannten die straffe Haut.

Kalt wie die Klauen einer Leiche waren die Würgefinger.

Paul wurde angst und bange. Noch drückten die Hände nicht zu, noch könnte er Atem holen.

Doch für wie lange?

Yvonne öffnete den Mund. Fauliger Atem streifte Pauls Gesicht. Dann hörte er die Stimme. Sie war mehr ein heiseres Zischen. »Ich könnte dich töten, mein Freund. Ich brauche nur zuzudrücken, doch ich tue es nicht. Mit dir haben wir etwas anderes vor. Ich werde dich.«

Endlich überwand Paul sein Grauen. Mit einem heftigen Ruck sprengte er den Griff, ballte die Hände zu Fäusten und schmetterte sie in die häßliche Fratze.

Yvonne wurde zurückgeworfen. Wütend schrie sie auf.

Paul schoß vom Bett hoch. Er stürzte auf sie zu, prallte mit ihr zusammen und warf sie gegen die Wand.

Yvonne lachte nur. Sie schlug ihre Hände auf Pauls Rücken, und dann kratzten ihre Nägel über seine Haut.

Paul stöhnte. Er ließ los. Wut und Schmerz paarten sich zu einer explosiven Mischung. Er wußte selbst nicht, woher er die Kraft nahm. Er packte die Frau und schleuderte sie quer durch das Zimmer.

»Da!« brüllte er. »Da!«

Yvonne flog gegen den kleinen Schminktisch, riß ihn mit um. Schubläden rollten aus den Fächern. Der Inhalt fiel heraus: Nagelreiniger, Lippenstift, Schminktücher – und eine spitze Schere.

Mit einem Schrei ergriff Paul die Schere. Sie stellte für ihn im Augenblick die einzige Waffe dar, mit der er sich wirksam verteidigen konnte.

Yvonne rappelte sich soeben wieder hoch. Sie schien etwas benommen zu sein, wußte nicht, wo sie ihren Gegner suchen sollte.

»Du Monster!« brüllte Paul. »Du verfluchtes Monster!« Drohend schwang er die Schere in der rechten Hand, holte aus und stieß zu.

Das Metall drang Yvonne mitten in die Brust.

Entsetzt ließ der Mann den Griff los. Urplötzlich kam ihm zu Bewußtsein, was er angerichtet hatte.

Er hatte getötet, gemordet!

Jetzt würde sich der Mantel mit Blut färben, und die Frau mußte tot umfallen.

Nichts von dem geschah.

Im Gegenteil. Sie lachte. Ja, Yvonne lachte. Mit einer spielerisch anmutenden Bewegung riß sie sich die Schere aus der Brust, und nicht ein Tropfen Blut drang aus der Wunde.

Die Wunde, falls man überhaupt davon sprechen konnte, schloß sich sofort wieder. Das Fleisch wuchs zusammen.

Paul wankte zurück. Er spürte in seinen Knien das berühmte Zittern. Seine Lippen bewegten sich. Kaum hörbare Worte flossen über seine Lippen.

»Das… das gibt es doch nicht«, flüsterte er. »Nein! Nein! Nein! Ich bin doch nicht verrückt. Ich bin normal, das weiß ich genau.« Er riß beide Hände vors Gesicht, konnte den gräßlichen Anblick nicht länger ertragen.

Yvonne kicherte. »Komm!« hechelte sie. »Komm zu unserem Schäferstündchen, mein Kleiner. Oder hast du keine Lust mehr? Du konntest es doch vorhin nicht mehr erwarten. Jetzt will ich!«

Paul spürte die kalten Finger auf seinem Oberarm. Er schüttelte sich in sinnloser Panik. Langsam rutschte er an der Wand entlang, hockte auf dem Boden wie ein Häufchen Elend.

Wieder kicherte Yvonne. »Das war erst der Anfang, mein Süßer. Es kommt noch besser. Warte es nur ab!«

Paul hörte Schritte. Yvonne ging zur Tür.

Mit einer verzweifelt anmutenden Bewegung kam Paul auf die Füße. Er wollte raus aus diesem verfluchten Zimmer, wollte weg, weit weg von hier.

Da öffnete sich die Zimmertür.

Licht erhellte den Gang.

Paul erkannte die Mädchen aus der Bar. Von den meisten wußte er die Namen. Er hatte sie am Abend zigmal gehört.

Da waren Claudine, Pascal, Miriam…

Sieben! Sieben Mädchen warteten auf ihn. Und keines sah mehr normal aus. Jedes von ihnen war zu einem Gespenst der Hölle geworden…

Sie hielten Fackeln in den Händen. Die Flammen bewegten sich, und

ihr Schein tanzte über die Wände. Im Licht dieser unwirklichen Beleuchtung sahen die Frauen noch schauriger aus.

Sie hatten sich auf schreckliche Weise verändert. Die Körper waren ihnen geblieben, nur mit den Köpfen war etwas Schlimmes vor sich gegangen.

Entstellte Fratzen starrten Paul an. Totenschädel und langgezogene Monsterköpfe mit fischgesichtigen Rachen. Ein Mädchen hatte den Kopf eines Werwolfes. Es stieß jedesmal ein schreckliches Fauchen aus.

Yvonne klatschte begeistert in die Hände. »Kommt näher, meine Lieben, kommt näher. Er wartet schon sehnsüchtig auf euch. Er, der Hauptgewinner des Abends.«

Yvonne lachte, und die anderen stimmten mit ihrem Gelächter ein.

Dann kamen sie, huschten in das Zimmer wie Schatten.

Paul wollte zurückweichen, er suchte verzweifelt nach einem Fluchtweg, doch es gab keinen.

»Nicht«, rief er und streckte abwehrend die Arme aus. »Nicht, laßt mich in Ruhe. Ich habe euch doch nichts getan. Bitte geht – bitte!«

Die Monster-Girls schüttelten stumm die Köpfe. Ehe sich Paul versah, war er eingekreist.

Und der Kreis wurde enger. Die Horror-Gestalten rückten zusammen, begannen, sich in einem unhörbaren Rhythmus zu wiegen. Sie trugen allesamt die Kleidung, die sie auch in der Bar unten angehabt hatten. Aufreizende Kleider, die so geschnitten waren, daß sie wenig verbargen.

Paul stand Todesängste aus. Er duckte sich, warf sich zu Boden, flehte und bettelte.

»Gnade«, wimmerte er. »Gnade!«

Die Gestalten gaben keine Antwort. Sie tanzten weiter ihren Höllenreigen. – Yvonne hatte sich ebenfalls dazugesellt. – Aus ihren Mäulern drang ein dumpfer schrecklicher Singsang. Grauenerregende Töne und Laute, die Paul noch nie gehört hatte.

Der Angstschweiß lag wie eine zweite Schicht auf seiner Stirn. Vom Magen her stieg ein dicker Kloß in seine Kehle. Er hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

Dann hörte der Tanz auf, der Gesang verstummte. Stocksteif standen die Monster-Girls.

Totenstille.

Jetzt war das heftige Atmen des Mannes zu hören. Paul versuchte, sich einzureden, daß alles nur ein Alptraum sei, aber daran glaubte er selbst nicht mehr.

Bis auf Yvonne trugen alle Fackeln. Yvonne verließ jetzt den Kreis und stellte sich an der Tür auf.

Sechs Arme senkten sich Paul entgegen.

Die Flammen kamen näher. Paul spürte die Hitze. Er hatte Angst, daß das Feuer ihn verschlingen würde.

Dazu kam es nicht.

Mit den Fackeln beschrieben die Hexen magische Zeichen über ihn. Eine murmelte »ER wird sich freuen. Lange genug hat ER auf das Opfer warten müssen. Jetzt ist es soweit!«

Die Sprecherin kicherte, und die anderen stimmten in das leise Lachen mit ein.

»Steh auf!« erklang der Befehl.

Es war Yvonne, die gesprochen hatte. Sie gesellte sich wieder in den Kreis. Die anderen machten ihr Platz. Dieser Mann gehörte heute ihr. Sie hatte es geschafft, und sie sollte ihn auch zu IHM bringen.

Paul rappelte sich auf. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen, nur noch nackte Angst beherrschte ihn.

Würde er mit dem Leben davonkommen?

Er glaubte es kaum.

»Geh!« forderte ihn Yvonne auf. Sie wies auf die offenstehende Tür.

Paul stolperte aus dem Zimmer und in den Gang hinein. Zwei Geschöpfe blieben an seiner Seite. Die Fackeln strahlten so viel Licht aus, daß Paul die Treppe eigentlich hätte erkennen müssen.

Und doch übersah er die Stufe, fiel in seiner Angst über die eigenen Beine. Er konnte sich nicht mehr fangen und rollte die Stufen hinunter.

Für einige Sekunden drehte sich alles vor seinen Augen. Er wußte nicht, wo oben und unten war. Er spürte in seinen Schultern einen beißenden Schmerz, hatte das Gefühl, als sei sein rechter Arm ausgekugelt. Wimmernd blieb er vor der Treppe liegen.

Dort lag er genau richtig.

Plötzlich senkte sich der Boden unter seinen Füßen. Ehe Paul überhaupt begriff, fuhr er schon hinab in die Tiefe.

In das stockdunkle, finstere Nichts…

Er stemmte sich auf die Knie, riß den Kopf in den Nacken, sah den Rand der Luke.

Dort hockten die Gespielinnen des Teufels. Der Fackelschein leuchtete ihre zu triumphierenden Grimassen verzogenen Gesichter an. Die Hexen lachten, schüttelten die Fäuste und drohten in einem.

Mit einer flehenden Geste streckte Paul beide Arme aus. »Bitte!« schrie er. »Bitte, laßt mich hier heraus!«

Tränen rannen über sein Gesicht. Pauls Flehen erstickte in einem Schluchzen.

Tiefer und tiefer glitt die Plattform. Paul konnte die Fratzen mit seinen tränenverschleierten Augen kaum noch erkennen. Er bekam auch nicht mit, wie sich die Plattform drehte und er auf den Boden rollte.

Auf kalten feuchten Steinboden. Noch immer war der Mann ohne Bewußtsein.

Rasend schnell fuhr dann die Plattform wieder hoch. Sie wurde von einem zylindrischen, hydraulisch betriebenen Stempel bewegt. Schon nach wenigen Sekunden rastete die Plattform ein.

Die Gesichter verschwanden. Absolute Finsternis nahm Paul gefangen.

Minutenlang blieb er auf dem rauhen feuchten Boden liegen. Er atmete keuchend und erwachte. Seltsamerweise arbeitete sein Gehirn noch klar. Paul fragte sich, ob sie ihn hier unten verdursten oder verhungern lassen wollten.

Er wußte nicht, wo er war. Vielleicht in einem kleinen Keller, einem Gewölbe oder einem Verlies.

Die Dunkelheit ließ keinen Schluß zu.

Und er, Paul, befand sich allein in einer grauenhaften Lage, aus der er sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte.

War er wirklich allein?

Paul horchte plötzlich auf.

Er hatte Geräusche gehört. Schreckliche Geräusche.

Keuchen, Schmatzen und Schlürfen…

Paul überkam die Todesangst. Er schrie unaufhörlich, bis das Böse gnadenlos zuschlug…

***

Der Hotelier hob die mageren Schultern. »Tut mir leid, Herr Kommissar«, sagte er, »da kann ich Ihnen auch nicht helfen. Dieser Mann hat bei uns nicht gewohnt.«

»Sie sind sich vollkommen sicher?« Der Hotelier nickte eifrig. »Vollkommen.«

Mallmann steckte das Foto wieder ein. Er verabschiedete sich von dem Hotelier und ging zum Ausgang. Die Glastür schwang automatisch zurück.

Die blasse Oktobersonne stand am Himmel und schickte ihre Morgenstrahlen über den Spessart. In den Tälern wogte der Nebel wie ein grauweißer Fluß. Wenn die Sonnenstrahlen die Wand durchbrachen, lösten sich die Schleier auf und zerfaserten in der klaren Luft. Das Laub der Bäume schimmerte gelb, braun und rostfarben. Die meisten Blätter hatten sich schon von den Ästen und Zweigen gelöst. Sie bildeten auf dem Boden eine dicke weiche Schicht.

Kommissar Mallmann ging gedankenverloren zu seinem roten Opel Ascona. Er war müde. Eine Folge des Wechseldienstes. Aber dem Tipp, in einem kleinen Waldhotel würde sich ein gesuchter Verbrecher aufhalten, der auch mit der Terrorszene in Verbindung gebracht werden mußte, mußte er nachgehen. Mallmann fuhr allein. Der

Informant hatte nur sehr vage Hinweise übermittelt, die ein großes Polizeiaufgebot nicht rechtfertigten.

Er war umsonst gefahren, wie sich herausstellte.

Mallmann schloß seinen Wagen auf und klemmte sich hinter das Lenkrad. Der Kommissar arbeitete im Auftrage von Interpol, konnte aber auch vom Bundeskriminalamt angefordert werden. Mallmann war praktisch ein AllroundMann, der unkonventionell arbeitete und damit schon große Erfolge erzielt hatte.

Dabei war er vom Äußeren her gar nicht der Typ des strahlenden Siegers. Er war mittelgroß, das schwarze Haar hatte sich an der Stirn zurückgezogen und Geheimratsecken gebildet. Die dunklen Augen lagen ziemlich tief in den Höhlen, und die kräftige, leicht gebogene Nase erinnerte an einen alten Römer.

Mallmann war Junggeselle. Sein großes Hobby war seine Stereo-Anlage, für die er ein halbes Familienhaus hätte kaufen können. Mallmann träumte von einem Porsche, aber diesen Traum würde er wohl nie verwirklichen können, denn so außergewöhnlich war sein Gehalt nun auch wieder nicht.

Mallmann war bis vor zwei Jahren ein nüchtern denkender Polizeibeamter gewesen wie seine Kollegen noch heute. Bis er einen Fall zu bearbeiten hatte, der ihn an seinem Verstand zweifeln ließ. Er war auf einen Voodoo-Mörder gestoßen, und wäre nicht John Sinclair gewesen, dieser junge sympathische Oberinspektor von Scotland Yard, dann hätte Mallmann seinen letzten Atemzug schon getan. So aber hatte sich zwischen den beiden Männern eine Freundschaft entwickelt, und gemeinsam hatten sie im Laufe der Zeit mehrere Fälle gelöst.

Kommissar Mallmann startete seinen Ascona und fuhr auf den schmalen Weg, der vom Dorf bis zum Hotel hochführte und sich in Serpentinen durch den Mischwald schlängelte.

Gemächlich rollte der Ascona den Weg hinunter. Mallmann hatte es nicht eilig.

Unten im Dorf, das mit seinen zahlreichen Fachwerkhäusern wie ein Musterort der Denkmalpflege aussah, tankte Mallmann voll. Er rief seine Dienststelle an und gab einen kurzen Bericht. Dann bezahlte er den Sprit und ließ sich eine Quittung geben.

In zwei Stunden spätestens wollte Mallmann wieder in Wiesbaden sein. Er mußte noch einige Akten durchgehen, und diese Arbeit wollte er vor dem Wochenende geschafft haben.

Am Dorfausgang, stand ein Teenager. Enge Jeans, knapper Pullover und eine Stola über den Schultern. Die Haare der Anhalterin flatterten im Morgenwind. Das Mädchen warf einen lockenden Blick auf den Wagen, doch Mallmann fuhr Weiter. Er nahm aus Prinzip keine Anhalter mit.

Der Kommissar mußte noch einige Kilometer über Land fahren, um

zur Autobahn zu gelangen. Es war eine kurvenreiche, wenig befahrene Strecke.

Hin und wieder überholte Mallmann. Mehrere schmucke Dörfer mußte er durchfahren. Er hatte das Autoradio angestellt. Der Bayerische Rundfunk brachte Schlagermusik und Werbung.

Die Fahrt durch den herbstlich gefärbten Spessart gefiel dem Kommissar.

Die Blätter wirbelten zu Boden und blieben auf der feuchten Fahrbahn kleben.

Immer kräftiger wurden die Sonnenstrahlen. Zwischen den Bäumen des Waldes dampfte der Nebel den Baumwipfeln entgegen, um sich dort langsam aufzulösen.

Mallmann lenkte den Ascona auf eine enge Rechtskurve zu, er mußte bremsen. Rechts von ihm stieg ein Hügel hoch. Uralte Bäume waren mit ihrem starken Wurzelwerk fest im Boden verankert. Die Äste und Zweige wiesen wie überdimensionale Finger in den Herbsthimmel.

Mallmann fuhr konzentriert. Er zog den Wagen um die Kurve und stoppte im nächsten Augenblick. Er hatte eine Gestalt gesehen, mitten auf der Straße.

Da huschte der Schatten davon.

Der Kommissar wäre nicht Polizeibeamter gewesen, wenn dieser Vorgang nicht sein Misstrauen geweckt hätte. Er fuhr wieder an, zog den Ascona auf die linke Seite und setzte so nah an den Waldrand heran, daß die linken Reifen im feuchten Erdreich eine Spur zogen.

Blitzschnell öffnete Mallmann die Tür und sprang aus dem Ascona. Ein Lastwagen donnerte an dem parkenden Wagen vorbei. Der Fahrer warf verwundert einen Blick auf den Kommissar, der mit hastigen Schritten im nahen Wald verschwand.

Geduckt glitt Mallmann unter den tiefhängenden Ästen einer Buche hinweg, übersprang eine Baumwurzel und lief einen Hang hoch. Hier standen die Bäume dicht an dicht, der Boden war mit kniehohem Gras bewachsen.

Der Unbekannte hatte sich versteckt.

Nach etwa zwanzig Schritten blieb Mallmann stehen und sah sich um. Es war für den Verfolgten natürlich leicht, im Wald auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden, und der Kommissar war auch schon entschlossen, die Verfolgung abzubrechen.

Gar nicht weit von ihm sprang der Kerl plötzlich hinter einem Baumstamm hervor, sah Mallmann, blieb stehen, hob die Arme und begann zu lachen.

Es war ein gellendes, kreischendes Gelächter, das Mallmann eine Gänsehaut über den Rücken jagte. Der Kommissar ging auf den Burschen zu, der keine Anstalten machte davonzulaufen.

Im Gegenteil, er kam Mallmann sogar noch entgegen.

Lachend und tanzend. Dabei wirbelte er mit den Armen wie ein Hampelmann.

Der ist verrückt! schoß es Will Mallmann durch den Kopf. Hart faßte er den Mann an der rechten Schulter und schüttelte ihn durch. »Reißen Sie sich zusammen!« fauchte er den Kerl an.

Der Bursche streckte Will die Zunge heraus, dann riß er sich los und rannte davon.

Mallmann fluchte. Nach wenigen Schritten hatte er ihn wieder eingeholt und drückte ihn mit dem Rücken gegen einen Baumstamm.

»Wer sind Sie, und was machen Sie hier? Antworten Sie.«

Der Fremde atmete schwer, senkte seinen Kopf auf die Schultern, ballte die rechte Hand zur Faust und drückte sie gegen die Lippen. Ein Kichern konnte er aber nicht unterdrücken.

Mallmann ließ ihn. Er besah sich den Unbekannten. Der Mann trug ein weißes Hemd und einen dunkelblauen Anzug. Obwohl die Kleidung verschmutzt war, erkannte der Kommissar, daß sie sehr viel Geld gekostet haben mußte. Dieser Mann schien nicht zu den Ärmsten zu gehören. Er war nur mittelgroß, etwas untersetzt und hatte blondes, schütteres Haar.

»Wie heißen Sie?«

Keine Antwort.

Mit der linken Hand hielt Mallmann den Mann fest, mit der rechten suchte er nach einem Ausweis. Er versenkte seine Finger in den Taschen des Kerls, doch Papiere, die die Identität des Unbekannten preisgaben, fand er nicht.

Jetzt begann der Bursche sogar noch zu singen. Ein altes Kinderlied gab er zum besten. Nun war der Kommissar endgültig davon überzeugt, es mit einem Irren zu tun zu haben. Wahrscheinlich war der Typ aus einer Anstalt geflohen.

»Dann wollen wir mal«, sagte der Kommissar. Er faßte den Mann unter und ging los.

Der Irre ließ sich, ohne Schwierigkeiten zu machen, mitziehen. Handschellen hatte der Kommissar immer im Wagen. Er ließ die stählerne Acht um die Gelenke des Mannes klicken und schob seinen Gefangenen auf den Rücksitz.

Dort rollte sich der Irre zusammen wie eine Katze und summte leise vor sich hin.

Der Kommissar hatte vor, den Verrückten in einem Würzburger Krankenhaus abzuliefern. Unter ärztlicher Aufsicht wäre der Mann, bis zu seiner Rückkehr in die Anstalt, sicherlich gut aufgehoben.

Glücklich war Mallmann über den Zwischenfall nicht. So etwas brachte nur Ärger mit sich und eine Menge Papierkram. Wahrscheinlich würde es früher Nachmittag werden, ehe er zurück ins Büro kam.

Zügig fuhr der Kommissar in Richtung Autobahn.

Sein ›Gast‹ verhielt sich ruhig. Wenn er nicht gerade sang, dann murmelte er irgendein dummes Zeug vor sich hin.

Doch auf einmal wurde Mallmann stutzig. Er hatte gerade ein Stück Autobahn hinter sich, als er die Worte hörte:

»Das Haus… es ist schön… es ist schön. Die Frauen… der Teufel… sie holen mich… sie holen mich…« Er begann wieder zu lachen.

»Wer holt dich?« fragte Mallmann. Er ging mit der Geschwindigkeit herunter, damit die Fahrgeräusche nicht zu laut wurden und er den Mann besser verstehen konnte.

»Ich war da… ich bin der Gewinner… ich habe den Slip bekommen… und dann der Teufel… gesehen… die Horror-Mädchen… die Gesichter… sie sahen mich… Fackeln… nein, neiiinnnn!« Der Irre begann plötzlich zu schreien. Wild warf er sich auf dem Rücksitz herum, riß die gefesselten Arme hoch und wollte die Scheibe einschlagen.

»Raus! Ich will raus… neiinnnn… nicht…«

Mallmann fuhr rechts ran. Hinter ihm tobte der Irre. Er schlug auf die Rückenlehne des Beifahrersitzes, schob sie nach vorn und fingerte an dem Türverschluß herum.

Inzwischen hatte Mallmann den Wagen angehalten.

Die Hände des Irren fuhren schon über die Türverkleidung, tasteten nach dem Hebel…

Mallmann zog seine Pistole.

Wohl dosiert schlug er zu.

Der Irre sackte zusammen. Er seufzte noch einmal und blieb längs über dem Beifahrersitz liegen. Der Kommissar steckte die Waffe wieder weg und verfrachtete den Irren nach hinten.

Sein Gesicht war ernst geworden. Er mußte immer an die Worte des Mannes denken. Hatte sich der Kerl das nur zurechtgesponnen, oder steckte mehr dahinter?

Kommissar Mallmann war fest entschlossen, das herauszufinden.

***

Doktor Schneider, der Oberarzt des Krankenhauses, runzelte nachdenklich die Stirn. Dann blickte er Kommissar Mallmann an und bat ihn in sein Büro.

Der Raum war klein und sparsam möbliert. Unter dem Fenster stand ein Feldbett.

»Nehmen Sie doch Platz, Herr Kommissar«, bot ihm der Arzt an.

»Danke.« Mallmann setzte sich.

Doktor Schneider stützte die Ellenbogen auf die Schreibtischplatte. »Es ist äußerst seltsam, daß Sie uns diesen Patienten gebracht haben«, formulierte er seine ersten Worte.

Mallmann merkte, daß etwas mehr hinter den Worten steckte. »Wieso?« fragte er. »Was ist seltsam? Ich glaube, daß der Patient aus einer Anstalt ausgebrochen ist. Das passiert öfter. Eigentlich ist es gut, daß er mir in die Arme gelaufen ist.«

»Das auf jeden Fall«, beeilte der Arzt sich zu versichern. »Nur gibt es da ein kleines Problem.«

»Welches? Spannen Sie mich nicht zu lange auf die Folter«, drängte Will Mallmann.

»Gut.« Doktor Schneider holte tief Luft. »Der Patient, den Sie uns gebracht haben, ist nicht der erste. Schon vier andere Männer sind uns eingeliefert worden. Ebenfalls wahnsinnig. Und keine Heilanstalt hat bisher gemeldet, daß jemand entflohen ist. So sieht es aus, Herr Kommissar.«

Will Mallmann pfiff durch die Zähne. »Das ist allerdings eine Überraschung.«

Doktor Schneider nickte. »Dies können Sie laut sagen. Wir stehen vor einem Rätsel.«

»Was ist denn unternommen worden?« wollte Mallmann wissen.

Doktor Schneider rückte seine Brille zurecht. Er war ein Mann um die Fünfzig, mit einem leichten Bauchansatz. »Wir haben uns selbstverständlich mit den Polizeidienststellen in Verbindung gesetzt. Es sind auch genügend Nachforschungen angestellt worden. Nachdem die Ehefrauen dieser Männer Vermisstenanzeigen aufgegeben haben, ist es uns gelungen, diese Patienten zu identifizieren. Mehr wissen wir aber nicht. Nicht einmal, wo sie herkommen und was sie zum Wahnsinn getrieben hat.«

»Und wie steht’s mit einer Heilung?« stellte Kommissar Mallmann eine Zwischenfrage.

»So gut wie aussichtslos. Obwohl es mir als Mediziner schwerfällt, so etwas zu sagen. Wir haben bisher noch keine Erfolge erzielt.«

»Dieser Mann, den ich aufgelesen habe, erzählte mir etwas während der Fahrt. Es war zwar nur ein Gestammel, doch ich konnte verstehen, daß er von einem Teufel, von Horror-Mädchen und dem Bösen sprach.«

Doktor Schneider winkte ab. »Das sind Auswüchse seiner wirren Phantasie«, sagte er.

Will Mallmann wiese den Kopf. »Ich glaube es nicht. Haben denn die anderen vier auch geredet?«

Doktor Schneider nickte. »Ja, ungefähr das gleiche.«

»Sehen Sie.«

Der Arzt gestattete sich ein Lächeln. »Nein, Herr Kommissar, ich messe diesen Worten keine allzu große Bedeutung bei.«

»Aber ich.« Mallmann ließ sich nicht von seiner Meinung abbringen. »Wenn fünf Leute das gleiche sagen, steckt irgendwo ein Körnchen

Wahrheit dahinter. Etwas muß meiner Meinung nach die Männer so in Schrecken versetzt haben, daß sie wahnsinnig geworden sind. Eine andere Erklärung gibt es für mich nicht.«

»Und was könnte das Ihrer Meinung nach sein?« fragte der Oberarzt.

»Das werde ich herausfinden. Der Zufall hat mir einen Fall in die Hände gespielt, und ich glaube, daß hinter diesem Wahnsinnigwerden der Männer ein Geheimnis steckt. Hier müssen Kräfte ihre Finger im Spiel haben, von denen wir nur träumen können.«

»Jetzt verstehe ich gar nichts mehr«, gab der Arzt zu. »Welche Kräfte meinen Sie? Etwa übersinnliche?«

»So ungefähr.«

»Aber Herr Kommissar, tun Sie mir kein Leid an.« Der Arzt lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Haben Sie zu viele Grusel-Romane gelesen oder was ist?«

Will Mallmann blieb sehr ernst. »Ich habe keine Grusel-Romane gelesen, sondern das Grauen am eigenen Leibe erfahren. Ich habe gegen die Kräfte der Finsternis gekämpft, und das nicht erst einmal. Ich kann Ihre Skepsis verstehen, mir ging es am Anfang auch nicht anders, aber ich habe umdenken müssen, und ich bin heute froh dabei, glauben Sie mir.«

Doktor Schneider lächelte herablassend. »Nun, das ist Ihre Meinung, Herr Kommissar, aber erlauben Sie mir, daß ich als Wissenschaftler eine andere vertrete.«

»Natürlich, das ist Ihr gutes Recht. Ich hätte an Ihrer Stelle ja auch nicht anders gehandelt. Aber trotz unserer gegensätzlichen Meinungen darf ich Sie doch um einen kleinen Gefallen bitten.«

»Natürlich, Herr Kommissar.«

»Dürfte ich mit dem Patienten noch einmal sprechen?«

»Ja, sicher. Dem steht nichts im Wege. Nur – was versprechen Sie sich davon?«

Will Mallmann lächelte. »Beweise, die meine Theorie untermauern, Herr Doktor.«

Doktor Schneider stand auf, auch Will Mallmann erhob sich. Nebeneinander schritten sie durch den hohen Krankenhausgang. Der Boden glänzte. Es roch nach frischem Bohnerwachs. Mallmann rümpfte die Nase. Er mochte diese Krankenhausgerüche nicht. Eine Schwester kam den Männern entgegen. Sie grüßte freundlich. Doktor Schneider nickte zurück.

Vor einer der zahlreichen Türen blieb der Arzt stehen. »Wir haben den neuen Patienten sicherheitshalber in einem Einzelzimmer untergebracht«, sagte er. »Außerdem steckt er in einer Zwangsjacke. Schließlich wissen wir über das Stadium seiner Krankheit nicht genau Bescheid, und bis es soweit ist, müssen wir jeder Eventualität vorbeugen.«

»Ich verstehe«, erwiderte der Kommissar. Er hatte selbst erlebt, wie unberechenbar der Irre reagieren konnte.

Doktor Schneider öffnete die Tür und ließ Will Mallmann vorangehen. Das Zimmer war ziemlich klein. An einer Wand befand sich ein hohes Fenster. Das Waschbecken lag versteckt hinter einer Spanischen Wand. Ein Schrank, das Bett mit dem Kranken, ein Nachttisch, eine Lampe.

Der Irre rollte mit den Augen, als er die beiden Männer ins Zimmer treten sah. Er war wirklich gut verpackt. Die Zwangsjacke reichte ihm bis zum Hals.

Will Mallmann und der Arzt blieben neben dem Bett stehen. Der Kommissar beugte sich vor.

»Können Sie mich hören, Herr…?« Der Irre fletschte die Zähne. Das war die ganze Antwort.

Doktor Schneider schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihnen doch gesagt, Herr Kommissar, aus dem werden Sie nichts Vernünftiges herausbekommen. Glauben Sie mir.«

Mallmann winkte ab. Er ließ sich nicht beirren. »Wo waren Sie?« fragte er. »Sagen Sie es mir. Bitte. Was ist geschehen?«

Der Irre runzelte die Stirn. Für einen winzigen Augenblick bekamen seine Augen wieder einen klaren Blick. »Die Mädchen«, flüsterte er. »Sie waren eine Wucht. Der Striptease… ich… ich habe gewonnen.«

»Was haben Sie gewonnen?« drängte Mallmann.

Die Augen des Kranken tränten. Plötzlich begann der Mann zu brüllen. »Der Teufel!« schrie er. »Der Teufel!« Er röhrte, verschluckte sich und spie aus. Sein Gesicht erstarrte zur Grimasse. Der Mund klaffte auf. Röchelnde Laute drangen über seine Lippen.

Doktor Schneider legte seine Hand auf Will Mallmanns Schulter. »Es hat wohl keinen Zweck mehr«, sagte er leise. »Kommen Sie! Ich werde ihm eine Spritze geben lassen.«

Die beiden Männer verließen das Zimmer. Will Mallmann warf noch einen letzten Blick auf den Kranken.

Nein, es bestand keine Möglichkeit, daß er aus dem Mann etwas Vernünftiges herausbekommen würde.

Draußen auf dem Gang fragte der Arzt: »Nun, Herr Kommissar, geben Sie mir recht?«

Mallmann nickte. »Zum Teil schon, trotzdem bin ich weiterhin davon überzeugt, daß dieser Patient etwas durchgemacht hat, das uns auf die Spur eines Verbrechens bringen kann. Ich werde den Fall nicht mehr aus der Hand geben. Wir lassen eine Aufnahme von dem Irren machen und das Foto in den Zeitungen abbilden. Irgend jemand wird sich sicher melden, der diesen Mann kennt. Dann kennen wir wenigstens seine Identität.«

»Dagegen habe ich nichts«, erwiderte der Arzt. »Und dann?«

Mallmann lächelte. »Dann, Herr Doktor Schneider, sind Sie – beinahe hätte ich gesagt aus dem Schneider. Was danach kommt, ist unsere Sache. Ich werde den Fall nicht allein bearbeiten, sondern einen Mann hinzuziehen, der auf seinem Gebiet eine Kapazität ist. Es gab bisher noch keinen Fall, den dieser Mann nicht gelöst hat.«

»Und wie heißt Ihr Wunderknabe?« fragte der Arzt spöttisch.

»Oberinspektor John Sinclair!«

Der Arzt hob die Schultern. »Nie gehört den Namen.«

Mallmann lächelte. »Das glaube ich schon. Aber Sie werden ihn sicherlich noch kennenlernen, den berühmten Geisterjäger…«

***

Der Mann, der sich an diesem Samstagvormittag gegen zehn Uhr müde aus dem Bett quälte, war John Sinclair. Der Oberinspektor blieb auf der Bettkante sitzen, gähnte und schüttelte den Kopf. Obwohl er zwölf Stunden geschlafen hatte, fühlte er sich keineswegs frisch. Er hatte zu lange in Morpheus' Armen gelegen.

John stand auf und reckte sich. In seinem zerknitterten Schlafanzug sah er wahrhaftig nicht aus wie ein erfolgreicher Geisterjäger und Dämonenbekämpfer, aber John Sinclair war auch nur ein Mensch wie jeder andere. Mit Fehlern und vielen Schwächen.

Gähnend schlurfte John in Richtung Dusche. Er stieg aus dem Schlafanzug, hüpfte in das Duschbecken, stellte die Brause an und schrie auf.

»Verflucht!« Hastig drehte John den Kran wieder ab. Er hatte in Gedanken das eiskalte Wasser aufgedreht.

Da schrillte das Telefon.

»Nein, verdammt«, schimpfte John. »Kann man denn nicht mal in Ruhe duschen?«

Das Telefon war stärker. Der Seifenschaum lief flockig an Brust und Beinen herab, als John Sinclair zum Telefon ging.

»Ja!« bellte er.

»Guten Morgen, großer Geisterjäger«, vernahm er eine ihm wohl bekannte Frauenstimme. »Ich hoffe, du hast nicht vergessen, daß wir heute verabredet waren. Und zwar um zehn Uhr, mein Lieber.«

»Ach du Schande«, erwiderte John, »das hatte ich tatsächlich schon vergessen, Jane.«

Am anderen Ende der Leitung ertönte ein empörtes Schnaufen. »Jetzt erzähl mir nur noch, du bist gerade erst aufgestanden.«

»So ist es, große Detektivin«, sagte der Geisterjäger. »Und da ich hier im Adamskostüm stehe und du mich von meiner Morgentoilette abhältst, kannst du auch gleich vorbeikommen und mir das Frühstück machen. Dann geht es sicherlich schneller.« John grinste.

»Das habe ich mir gedacht«, rief Jane Collins empört. »Aber so seid

ihr Männer. Nutzt die armen Frauen aus, wo ihr nur könnt.«

»Kommst du nun – oder kommst du nicht? Mir wird schon kalt. Außerdem rinnt mir das Haarwaschmittel in die Augen. Lange halte ich es nicht mehr aus.«

»Okay, ich bin gleich da.« Jane hängte ein.

Vergnügt pfeifend stolzierte John Sinclair wieder unter die Dusche. Er freute sich auf das Wochenende. Das davor war das schlimmste in seinem Leben gewesen. Während seiner Geburtstagsfeier hatte ein Dämon all seine Gäste entführt. John mußte um das Leben seiner Freunde spielen. Und zwar Schach. Er hatte gewonnen, doch damit waren seine Freunde nicht frei. Nein, John mußte dem Dämon erst in ein Reich des Schreckens folgen und ihn dort endgültig vernichten.[1]

Nie würde der Geisterjäger diese Tage vergessen.

Den Geburtstag hatten sie allerdings nachgefeiert. Und wie. Da war kein Auge trocken geblieben. John hatte sich sicherheitshalber Urlaub genommen. Fünf Tage hatte Superintendent Powell, sein Chef, ihm gewährt.

Jetzt schrieb man Samstag, und in zwei Tagen mußte John Sinclair wieder ins Büro.

Erneut stieg er wieder in das Duschbecken. Er wusch den Schaum ab und seifte sich noch einmal ein. Der weiche Schaum war eine Wohltat für die Haut, er machte sie geschmeidig, und John fühlte, wie die Müdigkeit verflog.

Nun verflog auch seine gute Laune.

Abermals klingelte das Telefon.

»Das darf doch nicht wahr sein!« schrie John, schlug die Hände gegeneinander und stieg aus dem Duschbecken. Er hätte den Apparat am liebsten klingeln lassen.

»Ich bin nicht da!« rief der Geisterjäger wütend in den Hörer.

»Hallo, John, ich hoffe, du hast gut geschlafen!«

Der Oberinspektor stutzte, dann rastete es bei ihm ein. »Mensch, Will, du alter Beutel, gibt es dich auch noch?«

»Und wie, mein Lieber, und wie!«

»Von wo aus rufst du an, Will? Von Deutschland, oder hast du dein Versprechen eingelöst und bist auf die Insel gekommen?«

»Nein, nein, ich bin in Old Germany.«

»Hm«, machte der Geisterjäger, »da ich ja deine Sparsamkeit kenne, steckt hinter dem Anruf außer einem Guten-Morgen-Gruß bestimmt noch ein dienstlicher Fall. Oder irre ich mich?«

»Nein, John, du irrst dich nicht. Ich brauche tatsächlich deine Hilfe. Wann kannst du kommen?«

»Im Moment nicht. Ich stehe gerade splitternackt in meinem Zimmer und warte auf Damenbesuch.«

»Du Wüstling!«

»Spaß beiseite, Will. Schieß los. Worum geht es?«

Kommissar Mallmann berichtete. Er beschönigte nichts und schilderte alle ihm bekannten Einzelheiten des Falles.

John Sinclair kannte Will Mallmann gut genug, um zu wissen, daß er kein Spinner war. Wenn Mallmann anrief, dann lagen immer triftige Gründe vor.

»Ich komme mit der nächsten Maschine«, sagte John. »Du kannst mich von Frankfurt abholen.«

»Okay«, rief Will Mallmann. »Und viel Vergnügen noch.«

»Wobei?«

»Du wartest doch auf eine Dame.«

John lachte. »Na, das wird ein Vergnügen geben.« Der Geisterjäger legte auf, lief wieder unter die Dusche und spülte sich ab. Er war soeben damit fertig, als der Türgong anschlug. In sein Badetuch gehüllt ging John zur Tür und betätigte die Sprechanlage.

»Ich bin's, Jane!«

»Okay, komm hoch!«

John wußte, daß ihm noch Zeit blieb, in seine Kleidung zu schlüpfen, bevor der Aufzug oben war. Jetzt begannen die Schwierigkeiten. Wie sollte er Jane Collins klarmachen, daß aus dem gemeinsamen Wochenende nichts wurde? Sie würde sicherlich versuchen, ihm die Augen auszukratzen. Enttäuscht würde sie in jedem Fall sein.

John zog sein blaugetöntes Hemd an, schlüpfte in den Flanell-Anzug und band sich die gepunktete Krawatte auf dem Weg zur Tür.

Jane verließ soeben den Fahrstuhl.

Jane Collins, das war ein Traum von Frau. Blonde Haare fielen in weichen Wellen bis auf die Schultern. Ein naturroter Mund lockte zum Küssen, die Figur war ein Gedicht, und beim Anblick von Janes langen Beinen bekam nicht nur John feuchte Augen. Jane trug einen glockig geschnittenen Schottenrock, eine dazu passende Bluse und eine grüne Wildlederjacke.

John Sinclair hauchte ihr zur Begrüßung einen Kuß auf die Wangen.

»Am liebsten würde ich dir auf die Zehen treten, du Schuft«, klagte die Detektivin. »Was meinst du, wie viele Männer sich darum reißen, mit mir auszugehen?«

»Ich glaube dir ja«, erwiderte John, »aber komm erst mal rein in die gute Stube.«

John ließ Jane Collins vorgehen. Die Detektivin hängte ihre Wildlederjacke an die Garderobe und steuerte direkt die Küche an.

»So, jetzt gibt es erst einmal Frühstück«, rief sie.

John, der ihr gefolgt war, blieb auf der Türschwelle stehen.

Irritiert wandte Jane den Kopf. »Ist was?«

John hob die Schultern. »Ich – ich weiß nicht so recht, wie ich es dir sagen soll, aber…«

Jane nahm die Bratpfanne von der Platte und stellte den Elektroherd aus. Drohend zogen sich ihre feingeschwungenen Augenbrauen zusammen. »Sag bloß, dir ist mal wieder was dazwischen gekommen.«

Der Geisterjäger nickte. »Will Mallmann rief an. Er hat einen Fall am Hals, bei dem er meine Hilfe braucht.«

»Du hast natürlich zugesagt.«

»Ja. Will ist mein Freund.«

»Wann fliegst du? Morgen früh?«

John knetete sein Kinn. »Heute noch!«

»Nein! O verflixt!« Jane schlug mit der rechten Faust auf ihre linke Handfläche. »Das gibt es doch nicht. Erst heißt es, wir wollen uns ein schönes Wochenende machen, und jetzt das.«

»Ich kann doch auch nichts dafür.«

»Ich weiß«, höhnte Jane Collins pikiert. Sie ging auf John Sinclair zu. »Darf ich mal?«

»Sicher.« Der Geisterjäger trat zur Seite.

Jane Collins lief schnurstracks zum Telefon, nahm den Hörer ab und wählte. Sie hatte sofort Verbindung. »Hallo, Peter, ja, ich bin's. Du, hast du heute Zeit für einen kleinen Bummel?« Pause. Dann lachte Jane und sagte: »Okay, wir treffen uns in einer halben Stunde vor Daddy's Club. Wunderbar, Peter. Ich freue mich.«

Mit einem triumphierenden Lächeln auf den Lippen legte die blondhaarige Detektivin den Hörer auf die Gabel. »Das wär's dann, John«, sagte sie. »Ich wünsche dir ebenfalls viel Vergnügen.«

Ehe der Geisterjäger etwas erwidern konnte, rauschte sie in die Diele, nahm die Jacke vom Haken und war verschwunden. Laut fiel die Tür ins Schloß.

John Sinclair stand da wie ein begossener Pudel. »Scheiße auch«, rief er und begann voller Wut, seinen Koffer zu packen.

***

Sie kamen aus ihren Zimmern! Sieben Mädchen! Sieben gutgewachsene Girls, die allein schon durch ihr Aussehen Männer um den Verstand brachten.

Aber das hatten sie nicht vor. Sie warteten auf ihren Anführer. Einen Mann, der sie das Böse gelehrt hatte.

Da war Yvonne, der blonde Tiger.

Claudine und Pascal, die schwarzhaarigen Zwillinge.

Miriam, das Girl mit den feuerroten Haaren und einer Haut bleich wie der Mondschein.

Helga, die Sanfte, gehörte auch dazu. Sie hielt den Blick immer gesenkt. Doch unter der Schwelle schwelte ein gefährliches Feuer.

Fatima, das Mädchen aus der Türkei, hatte ebenfalls einen festen Platz in der Runde. Ihr Schleiertanz war berühmt.

Und last not least Roswitha, der kleine lächelnde Teufel, der sich des Nachts bei Vollmond in einen Werwolf verwandelte.

Sieben Mädchen – sieben Mörderinnen!

Sie hatten sich dem Bösen verschrieben, denn sie wollten IHN, den Superdämon, aus der tiefsten Hölle erwecken. Seine Zeit war reif. Zu lange hatte er stillgehalten, doch es gab ihn, den absolut Bösen. Er war Jahrtausende alt, hatte in den finstersten Schlünden der Hölle gehaust und war jetzt dazu bereit, auf die Erde zurückzukehren.

Die Mädchen trafen sich in einem siebeneckigen Zimmer, wo für jede von ihnen eine Nische gebaut worden war.

In jeder Nische stand ein hochlehniger Stuhl mit Armlehnen und einer Sitzfläche aus rotem Samtstoff. Der Boden war schwarz. Von den Stühlen führte ein dunkelroter Streifen in die Mitte des Zimmers. Dort mündeten die Streifen in einen ebenfalls roten Kreis, in den die Fratze des Teufels gemalt war.

Das Zimmer befand sich genau über dem finsteren Gewölbe, das ein so schreckliches Geheimnis barg.

Hintereinander betraten die Dienerinnen des Teufels das Zimmer. Sie waren alle gleich gekleidet. Lange weiße Gewänder mit einer blutroten Teufelsfratze auf den Vorderteilen. Die Gesichter der Mädchen schimmerten seltsam bleich. Sie hatten sie mit einem Puder eingerieben, das durch die Haut drang und den Blutkreislauf aktivierte. Die nackten Füße der Mädchen steckten in flachen Sandalen.

Augenwasser verhalf den Pupillen zu einem seltsamen Glanz. Die Blicke der Mädchen bekamen einen entrückten Ausdruck, so als würden sie mehr sehen als nur die normale Welt.

Licht spendeten versteckt angebrachte kleine Lampen. Sie hingen in den Nischen und übergossen die Mädchen mit einem grünlich schimmernden Schein.

Die sieben Mädchen nahmen schweigend Platz. Ihre Hände legten sie, flach auf die Oberschenkel, die Augen hielten sie halb geschlossen.

Stille breitete sich über dem Raum aus.

Die Mädchen warteten auf ihren Meister.

Und er kam!

Groß, breitschultrig, mit hellblonden Haaren. Er trug einen schwarzen Anzug und einen dunklen Rollkragenpullover. Er nannte sich der Schwarze Tod. Niemand kannte seinen richtigen Namen. Auch die Mädchen nicht. Sie wußten nur, daß er schon uralt war und den Superdämon aus vergangenen Zeiten her kannte, bevor dieser von seinen eigenen Artgenossen verbannt worden war.

Ja, selbst im Dämonenreich hatte man IHN nicht haben wollen, er brachte zu viel Unruhe, spielte die Sippen gegeneinander aus, um an die Macht zu kommen.

Dann hatte man IHN verbannt. Und seit der Zeit schmachtete ER in den Ketten der Finsternis. Doch ER hatte Freunde. Sie hielten zwar nicht offen zu IHM, doch wenn ER Hilfe benötigte, dann waren sie immer zur Stelle.

Wie der Schwarze Tod!

Er hatte es geschafft, die sieben Mädchen zusammenzuholen, die nur gemeinsam den Superdämon erwecken konnten. Der magische Schlaf sollte beendet werden, und dann würde es keine Rettung mehr geben. Weder für Menschen noch für Dämonen, die auf der anderen Seite standen.

Mit gemessenen Schritten ging der Schwarze Tod auf den Kreis zu und stellte sich in deren Mitte.

Augenblicklich begannen die Ränder des Kreises zu flimmern. Kleine bläuliche Flammen zuckten hoch und umschlossen in Wadenhöhe den Schwarzen Tod.

»Fünf!« rief er. »Fünf Opfer hat ER bisher bekommen. Er ist zufrieden mit euch, aber gleichzeitig ist auch seine Ungeduld gewachsen. Er will die beiden nächsten Opfer noch an diesem Abend haben, damit ER morgen schon zu seiner vollen Größe wiederkehren kann. Seid ihr bereit, ihm die beiden Opfer zu besorgen?«

Die Mädchen schwiegen, hoben nur die Köpfe und blickten den blondhaarigen Mann an.

»Bist du bereit, Yvonne?«

Der blonde Tiger nickte.

»Du, Pascal?«

»Ja.«

Der Schwarze Tod ging die Namen aller Mädchen durch. Er bekam keine Ablehnung. Die Dienerinnen wollten tun, was er verlangte.

Der Schwarze Tod war zufrieden. »Bereitet euch also auf den Abend vor«, sagte er. »Wir haben Vollmond, günstigere Umstände gibt es nicht. Roswitha, du weißt, was der Vollmond für dich bedeutet?«

Das Mädchen nickte.

Der Schwarze Tod lächelte. »Heute wird ein Tag der Freude für uns sein«, flüsterte er, »und auch du, Roswitha, sollst daran teilhaben. Du hast freie Bahn für ein Opfer…«

Die schwarzhaarige Roswitha, die immer lächelte und aussah, als könne sie kein Wässerchen trüben, nickte nur. »Ich werde zuschlagen, Meister«, erwiderte sie. »Es soll die lange Nacht des Schreckens werden…«

***

Der Flug verlief ohne Zwischenfälle, und am Frankfurter Flughafen stand ein lächelnder Kommissar Mallmann, der John Sinclair in die Arme schloß.

»Herzlich willkommen«, sagte er. »Darf ich dich zu einem Begrüßungsschluck einladen?«
John verzog das Gesicht. »Ich denke da noch an unseren letzten Kneipenbummel. Himmel, da blieb kein Auge trocken.«
Mallmann lachte. »So schlimm wird es nicht. Aber einen kleinen Schluck kannst du vertragen. Komm, es gibt außerdem noch einiges zu bereden.«
»Meinetwegen.« John nahm seinen Koffer und folgte Mallmann.
Auf dem Flughafen – er war schon mehr eine kleine Stadt für sich – herrschte reger Betrieb. Sie konnten zwischen verschiedenen Lokalen wählen, und Will Mallmann entschied sich für eine kleine, als Bar aufgemachte Kneipe.
Sie war gemütlich. Runde Tische, Stühle mit Korbgeflecht und eine nette Bedienung.
Die beiden Freunde bestellten Bier.
»Sag mal, wo hast du eigentlich deinen Chinesen gelassen?« wollte Mallmann wissen.
»Du meinst Suko?«
»Ja – den.«
»Er ist in London geblieben. Für zwei war mir der Flug zu teuer. Immerhin habe ich ihn aus eigener Tasche bezahlt. Nur, um dir einen Gefallen zu tun.« Der Geisterjäger grinste.
Das Bier wurde gebracht. Mallmann zahlte auch gleich.
»Ich werde natürlich zusehen, daß du deine Auslagen ersetzt bekommst, John.«
Der Geisterjäger winkte ab. »So war es nicht gemeint.«
Die beiden Männer gossen das Bier in ihre Gläser.
»Na, denn Prost«, sagte Mallmann.
»Ist immer eine Wohltat, so ein Bierchen«, meinte der Kommissar und rollte verzückt mit den Augen. »So, jetzt aber zur Sache, John. Der Mann, den ich aufgelesen habe, heißt Paul Brandner. Er wohnt in der Nähe von Würzburg und ist selbständiger Handelsvertreter.«
»Hast du mit seiner Frau oder den Angehörigen gesprochen?« wollte John wissen.
»Nein. Ich möchte, daß du dabei bist.«
John lehnte sich zurück und gönnte sich eine Zigarette. Mallmann war Nichtraucher. Der Geisterjäger blies den Rauch gegen die Decke. »Sag mal, wie kommst du eigentlich darauf, daß übersinnliche Mächte in dem Fall mitspielen? Hast du harte Fakten, oder ist das mehr eine Annahme von dir?«
»Beides«, antwortete Mallmann. »Sieh mal, John, da werden fünf Menschen plötzlich wahnsinnig. Und unabhängig voneinander faseln alle etwas vom Teufel, von Horror-Mädchen und dem absolut Bösen, mit dem sie konfrontiert worden sind. Doktor Schneider, der

behandelnde Oberarzt, hat alles mit einer Handbewegung abgetan. Aber ich bin überzeugt, daß hinter dem Wahnsinnigwerden der Männer etwas Ungeheueres steckt. Ehrlich, John, hättest du an meiner Stelle anders reagiert?«

Der Geisterjäger schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich nicht.«

»Na, bitte.« Mallmann lächelte. »Wir haben heute Samstag. Für siebzehn Uhr habe ich mich bei der Familie Brandner angemeldet. Irgend etwas müssen die Leute doch gemerkt haben. Vielleicht bringen uns ihre Aussagen auf eine Spur, die uns einer Lösung des Falles näherbringt.«

John trank sein Glas leer. »Vielleicht haben wir Glück. Lassen wir uns überraschen.«

Der Geisterjäger stand auf.

Kommissar Mallmann hatte seinen Ascona auf dem Flughafenparkplatz abgestellt, nicht weit von der Autobahnauffahrt entfernt. Schon wenige Minuten später befanden sie sich auf der Fahrt in Richtung Würzburg.

Es war ein typischer Herbsttag. Die Sonne hatte es nicht geschafft, den Nebel zu vertreiben. Der feine Dunst lag wie ein Gespinst über dem Land.

Kommissar Mallmann fuhr nicht bis nach Würzburg hinein, sondern bog einige Kilometer vorher ab. Der Spessart nahm den Wagen auf, dieses herrliche Erholungsgebiet mit den kleinen sauberen Orten und der reinen gesunden Luft.

Das Dorf, in dem Paul Brandner wohnte, lag in einer Mulde zwischen zwei bewaldeten Hügeln. Brandner selbst bewohnte ein Haus am Hang. Eine schmale Stichstraße führte zu ihm hinauf.

Das Haus war im Bungalowstil errichtet, mit einem roten langgezogenen Schrägdach. Eine Doppelgarage schloß sich an. Davor parkten zwei Wagen. Ein BMW 520 und ein VW Golf.

Kommissar Mallmann stellte den Ascona hinter den beiden Wagen ab. »Da wären wir«, sagte er und ließ John zuerst aussteigen.

Der Geisterjäger reckte sich. Ein Opel Ascona war kein Bentley und nicht so bequem wie sein Gefährt.

Siebzehn Uhr. Sie waren pünktlich auf die Minute. Die klare Luft schmeckte nach buntem Laub und Tannennadeln. Im nahen Dorf läutete die Kirchturmuhr. Spatzen saßen auf dem Dach des Hauses und flogen hoch, als Mallmann die Wagentür zuschlug. Zwei Kinder fuhren mit ihren Rädern die Straße entlang und sangen lauthals.

Durch den kleinen Vorgarten gingen die Männer auf die Haustür zu. Der Weg war plattiert und endete vor einer breiten Steinstufe. Die mit Kupfer beschlagene Tür öffnete sich, noch bevor Kommissar Mallmann geklingelt hatte.

Ein junger Mann von nicht ganz dreißig Jahren blickte die

Ankömmlinge fragend an.
Kommissar Mallmann wies sich aus. Er stellte auch John Sinclair vor.
»Wir haben Sie schon erwartet, Herr Kommissar. Bitte kommen Sie herein.« Der junge Mann gab die Tür frei.
John und Will betraten eine große Diele. Sie war gefliest. Geschmackvolle Teppiche lagen auf dem Boden. Vor einem großen Fenster standen Töpfe mit seltenen Pflanzen. Eine freischwebende Treppe führte hoch in die obere Etage.
»Wenn Sie mir bitte folgen wollen, meine Herren«, sagte der junge Mann und, ging die Treppe hoch. Er hatte sich als Ralf Brandner vorgestellt und war der Sohn des Hauses.
Ralf Brandner brachte die Besucher in das Arbeitszimmer seines Vaters. Es war zweckmäßig und nüchtern mit Anbaumöbeln eingerichtet. Die Männer nahmen in der gemütlichen Sitzecke Platz.
»Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« fragte Ralf.
»Nein danke.« Mallmann und John lehnten ab.
Ralf Brandner setzte sich ebenfalls. »Meine Mutter läßt sich entschuldigen«, erklärte er. »Sie hat sich hingelegt. Verständlich, nach all dem, was sie in den letzten Stunden durchgemacht hat.«
Auch Ralf Brandner sah nicht gerade frisch aus. Dunkle Ränder lagen unter seinen Augen.
Der Kommissar und John Sinclair hatten vereinbart, daß Mallmann die Führung des Gespräches übernehmen sollte. Er wußte schließlich besser Bescheid.
»Was mit Ihrem Vater geschehen ist, das wissen Sie, Herr Brandner«, begann der Kommissar.
Ralf nickte.
»Haben Sie eine Erklärung dafür?«
»Nein.« Ralf Brandner lehnte sich zurück und drehte seinen Verlobungsring, den er am Zeigefinger der linken Hand trug. »Ich wohne schon seit einigen Jahren nicht mehr hier, und ich hatte auch, ehrlich gesagt, zu meinem Vater kaum noch eine Beziehung. Wir haben nichts miteinander gemein, wie man so schön sagt. Wie Sie wissen, habe ich einen Job bei der Terroristenbekämpfung, der mich voll und ganz in Anspruch nimmt. Ich kann Ihnen über meinen Vater kaum etwas sagen.«
»Aber wie steht es mit Ihrer Mutter? Hat sie mit Ihnen darüber gesprochen, daß sich Ihr Vater verändert hat in der letzten Zeit. Daß er vielleicht stiller geworden ist oder aufgelockerter.«
»Nicht daß ich wüßte.«
»Überlegen Sie bitte genau.«
Brandner winkte ab. »Keine Angst, ich kenne die Spielregeln, aber ich kann Ihnen keine Auskunft geben, ich weiß selbst nichts darüber.«
»Dann müssen wir doch Ihre Mutter sprechen.« Zum erstenmal

mischte sich John in das Gespräch ein.
Ralf Brandner sah den Geisterjäger an. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß meine Mutter sich nicht wohl fühlt.«
»Wir werden sie nicht lange aufhalten«, meinte Mallmann.
»Nein, ich will nicht, daß Sie mit ihr sprechen. Meine Mutter hat genug durchgemacht, sie ist nervlich am Ende.«
»Bitte, versuchen Sie, uns zu verstehen«, redete John Sinclair auf Ralf Brandner ein. »Ihre Mutter kann unter Umständen zur Lösung des Falles beitragen. Und das wollen Sie doch auch.«
Ralf Brandners Gesichtszüge verhärteten sich. Frostig sagte er: »Die Ehe meiner Eltern war nicht die beste. Sie kennen das ja. Man lebt sich auseinander, und so war es auch bei meinen Eltern. Vater ist seinen eigenen Weg gegangen. Er hat nie gesehen, wie schwer er meine Mutter damit getroffen hat. Und deshalb, so glaube ich, wird Ihnen meine Mutter auch nicht weiterhelfen können.«
»Sie haben aber, wie Sie selbst sagten, schon lange nicht mehr zu Hause gelebt.«
»Aber ich habe öfters mit meiner Mutter telefoniert. Seien Sie doch endlich vernünftig. Fragen Sie lieber bei den Geschäftsfreunden meines Vaters nach. Die kannten ihn gut. Von uns können Sie bestimmt nichts erfahren, glauben Sie mir.«
»Tut mir leid«, entgegnete Will Mallmann. »Aber ich muß auf einem Gespräch mit Ihrer Mutter bestehen.«
Ralf Brandner stand auf. »Dann darf ich Sie bitten, das Haus zu verlassen«, erwiderte er eisig.
Niemand hatte die Frau kommen sehen, plötzlich stand sie im Zimmer.
»Wie benimmst du dich denn unseren Gästen gegenüber?« fragte sie vorwurfsvoll.
Ralf Brandner wandte den Kopf. »Aber Mutter«, rief er und lief auf sie zu. Er legte beide Hände um ihre Schultern und wollte seine Mutter aus dem Zimmer drängen. Doch Frau Brandner hatte ihren eigenen Willen.
»Laß mich, Ralf. Ich habe gehört, daß mich die Herren sprechen wollen. Bitte sehr, ich stehe zu Ihrer Verfügung.« Sie kam auf John und Will zu, reichte jedem die Hand.
Frau Brandner trug ein graues Kleid von schlichter Eleganz. Sie hatte das braune Haar hochgesteckt. Ihr Gesicht war blaß. Die rotgeränderten Augen wiesen darauf hin, daß sie geweint hatte. Ein schmerzliches Lächeln umspielte ihre vollen Lippen.
»Aber nehmen Sie doch wieder Platz, meine Herren.«
»Danke sehr«, sagte Will Mallmann.
Ralf Brandner blieb an der Tür stehen. Unruhig blickte er seine Mutter und die beiden Männer an. Um seine Mundwinkel zuckte es.

»Ich kenne den Grund Ihres Besuches«, begann Frau Brandner. »Ich habe Bruchstücke des Gesprächs mitbekommen. Aber in einem hat mein Sohn recht. Mein Mann und ich haben uns auseinandergelebt. Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Ich bekam mein Geld, und damit hatte es sich. Was mein Mann privat trieb, das wußte ich nicht. Er war oft unterwegs. Auch am Wochenende.«

»Und er hat Ihnen nie gesagt, wo er hinfuhr?« fragte Kommissar Mallmann erstaunt.

»Nein. Aber einer unserer Bekannten hat ihn mal in Frankfurt gesehen. In der Nähe des Hauptbahnhofs. Ich hoffe, das sagt Ihnen genug.«

»Aber, Mutter«, warf Ralf ein. »Das hat doch mit dem Fall nichts zu tun.«

»Bitte, Ralf, halte du dich da raus.«

Der junge Brandner schwieg.

»Hat sich Ihr Mann denn in der letzten Zeit verändert?« wollte John Sinclair wissen. »Ich meine, ist Ihnen an ihm etwas aufgefallen? War er besonders fröhlich oder aufgekratzt?«

»Nein, auch nicht deprimiert.« Die Frau legte die Hände gegeneinander. »Ich kann Ihnen keinen Grund nennen, weshalb ihn dieser Wahnsinn überfallen hat.«

»Welchen Wagen fährt Ihr Mann?« erkundigte sich der Geisterjäger.

»Einen Mercedes.«

»Und der steht hier in der Garage?«

»Nein. Er ist verschwunden.«

»Die Fahndung nach dem Wagen läuft«, informierte Will Mallmann seinen Kollegen. »Bisher allerdings erfolglos.«

»Hatte Ihr Mann eine Freundin?« hakte John nach.

Frau Brandner nickte. »Bestimmt. Er war immer hinter jungen Mädchen her.«

»Wissen Sie Namen?«

»Nein.«

John und Will blickten sich an. Ralf Brandner, der an der Tür stand, lächelte. »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß meine Mutter nichts weiß. Mein Vater hat sein eigenes Leben geführt.«

John Sinclair und Will Mallmann gingen auf die Worte gar nicht ein. »Haben Sie etwas dagegen, wenn wir das Arbeitszimmer ihres Gatten durchsuchen?« fragte der Kommissar.

»Nein.«

»Sie besitzen nicht zufällig einen Durchsuchungsbefehl?« erkundigte sich Ralf Brandner.

Mallmann sah den jungen Mann an. »Ihre Mutter hat uns die Erlaubnis gegeben. Das reicht doch – oder?«

»Bist du dir auch darüber im klaren, was du da getan hast?« fragte

Ralf aufgebracht.
Ehe Frau Brandner ihrem Sohn eine Antwort geben konnte, mischte sich John Sinclair ein. »Herr Brandner, Sie sind doch selbst bei der Polizei und müßten die Spielregeln kennen. Darf ich Sie fragen, wie viele Hausdurchsuchungen Sie schon durchgeführt haben? Bestimmt haben Sie auch Schwierigkeiten bekommen und sich doch durchgesetzt. Deshalb müßten Sie die Gefühle kennen, die einen Polizisten dabei überkommen. Uns macht es auch keinen Spaß, glauben Sie mir. Wir möchten nur, daß der rätselhafte Fall aufgeklärt wird, bevor es vielleicht weitere Opfer gibt.«
»Aber was haben Sie damit zu tun?« regte sich Ralf Brandner auf. »Sie sind doch Engländer?«
»Die Frage ist berechtigt«, gab John Sinclair zu. »Eine Antwort werde ich Ihnen jedoch später erst geben. Damit müssen Sie sich leider abfinden.«
»Dann werde ich mich bei Ihrem Vorgesetzten beschweren!« zischte Ralf Brandner.
»Das steht Ihnen frei.«
John Sinclair wandte sich um und half Will Mallmann bei der Durchsuchung.
Der Kommissar hatte sich den Schreibtisch vorgenommen. Er war zum Glück nicht abgeschlossen. Schnell blätterte er die Geschäftspapiere durch. Es waren auch einige Briefe dabei, doch einen Anhaltspunkt fanden die beiden Männer nicht.
Nach einer Stunde gaben sie die Suche auf.
»Da kann man nichts machen«, klagte Will Mallmann. »Es tut mir leid, daß wir Sie gestört haben, Frau Brandner.«
Die Frau lächelte. »Aber das macht doch nichts, Herr Kommissar. Sie haben ja nur Ihre Pflicht getan.«
»Es freut mich, daß Sie es so sehen. Dann dürfen wir uns verabschieden.«
»Warten Sie, ich bringe Sie noch bis zur Tür.«
Ralf Brandner verabschiedete sich von den beiden Polizisten mit einem formlosen Nicken. An der Haustür meinte Kommissar Mallmann: »Vielleicht wird doch noch alles wieder gut. Halten Sie den Kopf hoch, Frau Brandner.«
»Danke, das werde ich auf jeden Fall, Herr Kommissar.«
John und Will gingen zu dem roten Ascona. Als sie im Wagen saßen, sagte der Geisterjäger. »Du hattest es ja plötzlich sehr eilig, Will. Gibt es da einen Grund?«
»Und wie.«
»Dann raus mit der Sprache.«
»Warte, bis wir aus der Sichtweite des Hauses sind, dann werde ich dir mal etwas zeigen.«

Kommissar Mallmann bog in eine Sackgasse ein und stoppte den Wagen neben einer mit Plakaten überklebten Mauer. Er sah John an, lächelte, griff in die Tasche und holte einen Zettel hervor.

Es war eine Annonce. Ausgeschnitten aus einer Zeitung.

»Da, John, lies!«

Der Geisterjäger nahm den Zettel entgegen und las laut die Anzeige vor. »SexSchloß im Wald. Lassen Sie sich entführen in eine Märchenwelt. Ein verschwiegenes Schloß wartet auf Sie. Mit Mädchen, Filmen, einer diskreten Bar und… und… und… Chateau d'amour das Märchenschloß für Kenner.«

John Sinclair ließ den Zettel sinken. »Wo hast du ihn gefunden?« fragte er.

Mallmann schürzte die Lippen. »In Brandners Schreibtisch. Er lag in der Ecke und war zusammengeknüllt. John«, Will Mallmann beugte sich zur Seite, »das ist unsere Spur, glaub' mir.«

Der Geisterjäger war nicht so optimistisch. »Es könnte höchstens eine Spur sein«, erwiderte er. »Was hat ein SexSchloß im Wald mit – aber Moment mal.« John runzelte die Stirn. »Du könntest recht haben, Will. Hat Brandner nicht von Mädchen geredet, als er seine Anfälle hatte?«

»Ja. Aber wo das Schloß genau liegt, weiß ich nicht. Ich war noch nicht da.«

John grinste. »Man kann nie wissen…«

»Ach, hör auf. Wir werden uns durchfragen. Freust du dich schon auf den Besuch heute abend?«

»Und wie, mein lieber Will. Und wie. Schätze, wir werden den Horror-Damen mal das Tanzen beibringen…«

***

›Love Dreamer‹, sang ein deutscher Schlagersänger, und Roswitha stellte das Radio ab.

Sie konnte die Schnulzen nicht mehr hören. Normalerweise machte ihr das nicht viel aus, aber heute fühlte sie sich kribbelig und nervös. Sie wußte genau, woher die Unruhe kam. Es war Vollmond, und die Verwandlung zum Werwolf stand dicht bevor.

Roswitha spürte diesen Keim nicht erst seit gestern. Schon in ihrer Kindheit wurde sie bei Vollmondnächten immer von einer inneren Unruhe überfallen. Sie hatte sich zwar nicht verwandelt, nein, das war erst später gekommen. Sie erinnerte sich noch genau daran, wie es zum erstenmal geschehen war.

Neunzehn Jahre zählte sie. Sie war blutjung und bildhübsch. Damals ging sie tanzen. Sie hatte zahlreiche Verehrer, und alle wollten sie nach Hause bringen. Doch Roswitha konnte sich nur für einen entscheiden. Er hatte einen Wagen, war ein gut aussehender Mädchenheld und glaubte auch, mit Roswitha leichtes Spiel zu haben.

Sie waren in den Wald gefahren, aus dem Wagen gestiegen und hatten sich zu einer Wiese begeben.

Es war eine wunderbare Sommernacht. Sterne blinkten am Himmel, und dazwischen stand drohend der fahle Vollmond.

Dann war es geschehen.

Der junge Mann hatte kaum mitbekommen, daß er sterben mußte. Blitzschnell war Roswitha über ihn hergefallen. Die Leiche hatte sie dann verscharrt, den Wagen irgendwo abgestellt und war verschwunden.

In einer anderen Stadt tauchte sie wieder auf. Sie hatte eine Stelle angenommen und durch eine Arbeitskollegin Kontakt zu einem Hexenzirkel bekommen.

Das andere kam automatisch. Satansmessen, Teufelsanbetung, das Auftauchen des Schwarzen Tods, das Märchenschloß im Wald, wo sie nun den Superdämon erwecken wollten.

Und sie hatte ihre Opfer bekommen! Immer wieder war sie zu Streifzügen aufgebrochen. Die dichten Wälder des Spessarts waren ihr Revier, und nie hatte die Polizei sie fassen können.

Sie war zu geschickt, verwischte sämtliche Spuren.

Heute war wieder Vollmond!

Roswitha umrundete das große Bett, ging zum Fenster, schob die Gardine zur Seite und schaute nach draußen.

Da stand der Vollmond. Rund und klar. Hoch über den Bäumen des dunklen Waldes. Sein fahles Licht webte einen Schleier über das weite hügelige Land. Sternenklar war der Himmel, keine Wolke trübte die Sicht. Das silberfarbene Licht fiel ungehindert auf die Erde und lockte die Schattenwesen aus ihren Höhlen und Gräbern.

Roswitha hielt die Hände geballt. Sie spürte die innere Unruhe, den Trieb, der in ihr aufloderte wie eine Flamme. Ihr sonst so hübsches rundes Gesicht verzerrte sich, aus dem Mund drang ein gefährliches Knurren.

Sie brauchte nicht erst bis Mitternacht zu warten, um sich zu verwandeln. Nein, bei ihr würde das früher, viel früher geschehen.

Unruhig lief sie in ihrem Zimmer auf und ab. Eine Verwandlung war jedesmal mit starken körperlichen Schmerzen und seelischer Qual verbunden. Einfach war sie nicht, aber wenn es einmal vorbei war, dann fühlte sich Roswitha pudelwohl.

Ihr Zimmer war ebenso eingerichtet wie das der anderen Mädchen. Das Bett beherrschte den Raum. Rotes Licht, erotisches Parfüm schwängerte die Luft, an den Wänden hingen Reproduktionen berühmter Aktgemälde.

Roswitha hatte Stammkunden. Sie kamen immer wieder, tranken mit ihr in der Bar einen Schluck und begleiteten sie dann nach oben. Sie erfuhr die Namen ihrer Kunden nicht, sie wußte nur, daß es

Geschäftsleute aus den umliegenden Großstädten waren.
Jemand stieß die Zimmertür auf. Sie war nie abgeschlossen.
Knurrend drehte sich Roswitha herum.
Der Schwarze Tod stand auf der Schwelle. Niemand kannte seinen richtigen Namen und niemand sein Aussehen als Dämon.
Er hatte sich schon umgezogen, trug eine enge schwarze Hose, darüber eine knappsitzende, bis zur Hüfte reichende Jacke, die sich wie eine zweite Haut um den Körper spannte. Das wellige blonde Haar hatte er nach hinten gekämmt.
Der Schwarze Tod leitete als Geschäftsführer das Sex-Schloß. Er mimte auch den Ansager und den Aufpasser. Die Mädchen standen in seiner Abhängigkeit und gehorchten ihm aufs Wort.
Er blickte Roswitha aus seinen leicht schräg stehenden dunklen Augen an. »Bei dir ist es wieder soweit, nicht wahr?«
Roswitha nickte.
Ihr Gesicht hatte sich schon verändert. Fingerlange Haare rahmten ihr Gesicht ein, die von Sekunde zu Sekunde dichter wurden und bald einen Pelz bildeten. Der Kopf nahm auch eine andere Form an. Er wurde länger, die Proportionen des Gesichts veränderten sich, der Mund schwoll auf die doppelte Größe an, ein schreckliches Gebiß blitzte dem Betrachter entgegen.
Auch der Körper war bald mit einem dichten Haarpelz besetzt. Fingernägel bildeten sich zu messerscharfen Krallen, und die Arme wurden länger, der Oberkörper streckte sich.
Die Kleidung platzte weg, riß wie Papier. In Roswithas Augen spiegelte sich ein gefährliches Feuer.
Mit einem gräßlichen Knurren sprang der Werwolf aufs Bett. Hechelnd blickte er den Schwarzen Tod an.
»Du wirst wieder früh zurück sein«, befahl der Dämon. »Wir brauchen dich noch, Roswitha. Hast du mich verstanden?«
Der Werwolf nickte. Die lange rote Zunge schnellte wie ein Pfeil aus dem Rachen.
Der Werwolf gierte nach Beute.
Der Schwarze Tod wußte und akzeptierte diesen Trieb. Solange Roswitha nicht durchdrehte, war es ihm egal, dann sollte sie ihre Opfer haben.
»Geh jetzt!« forderte er sie auf, drehte sich um und verließ das Zimmer. Sacht schloß er die Tür.
Der Werwolf hockte auf dem Bett, drehte den Kopf der Scheibe entgegen, sah den Mond und stieß ein triumphierendes Heulen aus.
Seine Stunde war gekommen!

***

Nachdenklich ging Frau Brandner wieder zurück in ihr Haus. Ralf

kam ihr in der Diele entgegen. Er war wütend.

»Du hast schon zu viel gesagt«, warf er seiner Mutter vor. »Und auch mit der Durchsuchung hättest du dich niemals einverstanden erklären dürfen.«

»Warum denn nicht? Hätte ich nein gesagt, hätten sie uns erst recht verdächtigt.«

Ralf winkte ab. »Was hatten sie denn schon in der Hand! Gar nichts. Gar nichts wissen die.«

Frau Brandner ließ sich in einen Sessel fallen und begann zu weinen. »Ich kann das nicht mehr durchstehen, Ralf«, flüsterte sie. »Alles ist so schrecklich. Was haben wir denn getan? Warum hat Vater…?«

»Denk jetzt nicht mehr daran«, bat Ralf eindringlich. »Ich werde die Sache schon aufklären.«

»Willst du immer noch in dieses – Schloß?«

»Ja.«

Frau Brandner hob den Kopf. »Ich verstehe nicht, was dein Vater daran gefunden hat. Als ich die Visitenkarte in seiner Tasche fand und dazu noch die Bilder, war ich wie vor den Kopf geschlagen. Ich begreife das einfach nicht. Was geben ihm diese jungen Huren denn? Nur Sex. Nur Befriedigung. Ist das denn der Sinn des Lebens?«

Darauf wußte Ralf Brandner auch keine Antwort. Er konnte nur mit den Achseln zucken. Ihn interessierte nur die Frage, wie und warum sein Vater wahnsinnig geworden war. Etwas Schreckliches mußte passiert sein, und Ralf Brandner war sicher, daß es mit dem Schloß zusammenhing.

Aber diese Leute sollten ihn kennenlernen. In der Nacht noch würde er dem Schloß einen Besuch abstatten und dort Nachforschungen anstellen. Und wenn er keine Antworten auf seine Fragen bekam, würde er Gewalt anwenden.

»Ich ziehe mich jetzt um«, sagte Ralf.

Ohne abzuwarten, ging er nach oben, wo sein Zimmer lag. Es hatte eine schräge Wand, war modern eingerichtet, und durch das große Fenster fiel der Blick auf die Hügel des Spessarts.

Die Herbstsonne sank bereits dem Horizont entgegen. Nur noch ein paar Strahlen fielen waagerecht über die Berge und streiften die bunten Spitzen der Bäume, um schließlich vom Dunst verschluckt zu werden. In den Tälern, wo kleine Bäche die Wiesen teilten, ballten sich schon die ersten Nebelbänke. Sie würden sich immer mehr ausbreiten und bald wie ein Teppich das Land bedecken.

Nebel! Er war der Verbündete des Bösen, schluckte die Geräusche und verzerrte jegliche Standortbestimmungen.

Ralf kam das Wetter gerade recht. Er hatte nicht vor, offiziell dieses Schloß zu besuchen. Er würde schon einen Weg finden, um dort hineinzugelangen.

Ralf Brandner war ein Mann, der sich so schnell nicht fürchtete. Dann mußte es schon ganz dick kommen. Er hatte eine harte Ausbildung hinter sich, war Präzisionsschütze und beherrschte auch einige asiatische Kampftechniken. Er trainierte täglich.

Ralf Brandner wechselte die Kleidung. Er zog sich eine derbe, wetterfeste Cordhose über, einen dunklen Rollkragenpullover und eine schwarze Nappa-Lederjacke. Dann schloß er ein Geheimfach seines Koffers auf und nahm seinen schweren Colt Single Action Army, Kaliber.357 Magnum, heraus.

Einen Revolver, mit dem man einen Elefanten umschießen konnte.

Ralf Brandner wog die Waffe in der Hand. Ein hartes Lächeln hatte sich um seine Mundwinkel gegraben. Sollten sich ihm Schwierigkeiten in den Weg stellen, dann war er entschlossen, von dieser Waffe Gebrauch zu machen.

Ralf Brandner steckte die schwere Waffe in einen Gürtelholster. Es war eine Spezialhalfter, die das Gewicht der Waffe so gut verteilte, daß es kaum zu spüren war.

Brandner knöpfte die Lederjacke zu. Seine Mutter brauchte den Revolver nicht unbedingt zu sehen. Er hatte den Single von einem befreundeten Amerikaner bekommen, dem er einmal einen Gefallen getan hatte.

Der junge Mann warf noch einmal einen Blick in sein Zimmer, sah, daß er nichts vergessen hatte, und verließ den Raum.

Auf der Treppe stand seine Mutter. Aus tränennassen Augen blickte sie zu ihm hoch.

»Du – du willst also wirklich gehen?«

»Ja, Mutter.«

»Ich habe Angst, Ralf«, flüsterte die Frau. »Große Angst sogar. Hoffentlich ergeht es dir nicht so wie Vater. Sei nur vorsichtig, bitte.«

Sie streckte ihre Hände aus. Ralf ging zwei Stufen vor und nahm seine Mutter in die Arme. Fest preßte er sie an sich. Er konnte sie verstehen. Sie hatte ihren Mann verloren und wollte nicht, daß auch dem Sohn etwas passierte.

Ralfs Verlobte wußte nichts von seinem Vorhaben. Er hatte ihr erzählt, daß er auf einen Wochenendlehrgang müsse. Eine glaubhafte Lüge, denn Ralf besuchte öfters Fortbildungskurse.

»Ich muß jetzt gehen, Mutter«, sagte Ralf Brandner weich. Sacht machte er sich frei.

Frau Brandner nickte. »Ja«, murmelte sie erstickt. »Geh nur, mein Junge. Geh nur…«

Langsam stieg Ralf die restlichen Stufen hinunter. Er fühlte sich selbst nicht wohl in seiner Haut, aber was er sich einmal vorgenommen hatte, das führte er auch durch.

Auf der letzten Stufe drehte er sich noch einmal um.

Seine Mutter stand auf der Treppe und hatte den Arm zu einem Gruß erhoben. Ralf Brandner kam es wie ein endgültiger Abschied vor. Hart preßte er die Lippen zusammen. Nur nicht sentimental werden, sagte er sich. Er mußte sich jetzt durchboxen, egal, wie die Sache ausging.

Es war kühl geworden. Der Nebel hatte sich verdichtet. Die Lichter des Dorfes unten im Tal waren kaum zu sehen.

Ralf stellte den Kragen seiner Lederjacke hoch und ging auf den BMW zu. Er reinigte die beschlagenen Scheiben, setzte sich in den Wagen und startete.

Seine Mutter stand am Fenster und beobachtete ihn.

Ralf fuhr hinunter ins Dorf. Die hellen Scheinwerferlanzen wurden schon nach wenigen Metern von den wabernden Nebelschlieren verschluckt. Der junge Mann mußte vorsichtig fahren. Nasses, auf der Fahrbahn liegendes Laub verwandelte die Straße in eine gefährliche Rutschbahn.

Wie ausgestorben wirkte der Ort. Kaum ein Mensch war auf der Straße. Die bunte Reklame der Discothek brannte. Neben dem Eingang stand eine Anzahl aufgebockter Motorräder.

Ralf rollte im BMW vorbei, ließ sein Heimatdorf hinter sich und fuhr in Richtung Würzburg.

Auf halber Strecke kam die schmale Abzweigung, die zu dem Sex-Schloß führte.

Sicherlich war an diesem Samstag viel Betrieb. Es würde gar nicht auffallen, wenn er den Wagen im Wald abstellte. Ralf hatte das Radio eingeschaltet, um sich etwas abzulenken. Der Sender strahlte die Hitparade aus. Die Songs sagten dem jungen Mann nichts, sie langweilten ihn.

Er zündete sich eine Zigarette an. Hin und wieder begegnete ihm ein Fahrzeug. Wegen der schlechten Sichtverhältnisse fuhr Ralf nicht schneller als fünfzig.

Als er die Abzweigung erreichte, war er fast eine Dreiviertelstunde unterwegs.

Ralf bremste, betätigte den rechten Blinker und lenkte den BMW auf die schmale Straße.

Ralf hatte das Gefühl, durch einen Tunnel zu fahren. Rechts und links standen die Bäume dicht am Fahrbahnrand. Die Äste und Zweige schienen sich über der Straße zu berühren.

Nasses Laub klebte auf der Fahrbahn. Der Nebel war noch dichter geworden. Ralf wußte, daß er ungefähr zwei Kilometer fahren mußte, um zu dem Haus zu gelangen. Er warf seinen Plan um. Als er eine kleine Schneise sah, lenkte er den BMW dort hinein und ließ ihn stehen.

Der Wagen parkte jetzt unter einer mächtigen Buche. Er behinderte niemanden.

Ralf Brandner stieg aus. Feucht und kühl war die Luft. Der junge Mann begann zu frösteln. Er wollte nicht auf der Straße gehen, sondern sich durch den Wald dem Sex-Schloß nähern.

Ralf Brandner schlug sich in die Büsche. Dabei hielt er sich jedoch dicht an der Straße. Bei dem Nebel und der unbekannten Gegend lief man leicht Gefahr, sich zu verlaufen.

Ralf hatte die Jacke geöffnet, um im Notfall schneller an seine Waffe zu gelangen.

Die Büsche waren naß. Sie schlugen gegen die Kleidung und streiften auch Ralfs Gesicht. Einmal spürte er Spinnweben zwischen den Lippen. Angeekelt spie er aus.

Geräusche hörte er nicht. Er kam sich vor wie der einsamste Mann auf der Welt. Der Nebel schluckte alles. Es war nicht völlig windstill, so daß die grauen, zwischen den Bäumen liegenden Schleier bewegt wurden und sich zu skurrilen, tanzenden Figuren veränderten.

Gruselwetter, dachte Ralf, aber er hatte keine Angst. Er gehörte zu den Leuten, die auch des Nachts über einen Friedhof gingen, ohne sich zu fürchten.

Hinter sich hörte er das Brummen eines Wagenmotors. Er blieb stehen und drehte sich um. Zwischen den Bäumen konnte er das Band der Straße ausmachen.

Ein schwerer Mercedes fuhr vorbei. Mit den gelben Nebelscheinwerfern sah er aus wie ein Ungeheuer.

Ralf schürzte verächtlich die Lippen. Wieder so einer, der auf dieses SexSchloß reingefallen ist, dachte er.

Der junge Mann ging weiter. Seine Schuhe knickten das Gras und kleinere Büsche.

Es war nicht mehr, weit bis zum Schloß. Bei normalem Wetter hätte er sicherlich die Lichter schimmern sehen können.

Plötzlich hörte er ein Heulen! Ralf blieb stehen.

Wieder dieser Heulton. Gräßlich und schaurig anzuhören. Ohne es zu wollen, lief dem jungen Mann ein Kälteschauer über den Rücken.

Gespannt lauschte er.

Und das Heulen wiederholte sich. Diesmal lauter. Es schien sich direkt hinter ihm zu befinden.

Ralf Brandner zog seinen Revolver…

***

Kommissar Mallmann stoppte. »Verdammt!« schimpfte er, »wir haben uns verfahren.« Wütend schlug er mit der rechten Hand auf das Lenkrad.

John Sinclair drückte seine Zigarette aus. Will Mallmann hatte den Ascona dicht an den Straßenrand gesetzt, die Seitenscheibe heruntergekurbelt und seinen Kopf aus dem Fenster gestreckt.

»In dieser verdammten Nebelsuppe kann man ja keine zehn Schritte weit sehen!«

Der Kommissar hatte recht. Der Nebel hatte sich immer mehr verdichtet. Selbst der Waldrand auf der gegenüberliegenden Straßenseite hob sich nur schemenhaft von dem Grau ab.

»Und jetzt?« fragte John.

Mallmann hob die Schultern. »Wir müssen zurück. Wahrscheinlich haben wir die Abzweigung übersehen.« Mallmann hatte neben einem Hinweisschild gehalten. »Hier geht es ja schon zur Autobahn nach Würzburg«, stellte er fest.

»Okay, dann dreh mal«, sagte John.

Der Kommissar wendete und fuhr langsam an. Er konnte den Ascona nur im Schritttempo rollen lassen.

Daß sich der Nebel so verdichten würde, damit hatten die beiden Männer nicht gerechnet. Dazu kam noch die Dunkelheit, die eine Orientierung so gut wie unmöglich machte.

Aus dem Grauschleier tauchten zwei verwaschene Punkte auf. Ein Wagen kam ihnen entgegen. Er fuhr ebenso langsam wie sie.

»Auch ein Verrückter«, bemerkte der Kommissar. Er war sauer. Mallmann hatte sich die Fahrt bestimmt anders vorgestellt.

John mußte den Freund beruhigen. »Keine Panik, wir finden das Häuschen schon.«

Mallmann brummte irgend etwas Unverständliches. Er hing mit dem Kopf dicht vor der Scheibe. Ein zweites Mal wollte er die schmale Abzweigung auf keinen Fall verpassen.

Die Minuten verrannen.

Auch John war nervös. Er zündete sich eine Zigarette an. Den Rauch blies er in die Nebelwand.

»Hier muß es doch irgendwo sein«, murmelte Mallmann. »Verflixt, wir können doch nicht wieder…«

»Da ist es!« rief John und deutete schräg nach links.

Kaum zu erkennen war die schmale Einfahrt, die den düsteren Wald zerschnitt.

»Na endlich«, freute sich Mallmann, betätigte den Blinker und zog den Wagen auf die linke Seite. Die Hinterreifen rutschten über einen Blätterteppich, dann hatte die schmale Stichstraße den Ascona aufgenommen.

Der Kommissar behielt das langsame Tempo bei. Er fuhr keinen Kilometer schneller.

»Scheint heute nicht viel los zu sein«, meinte John.

»Oder die Kerle sind schon da«, erwiderte der Kommissar.

»Möglich.«

Plötzlich bremste Mallmann. »Was ist?«

»Da steht ein Wagen. Ein BMW!«

John Sinclair hatte ihn erst nicht gesehen, aber die Farbe des Autos kam ihm bekannt vor.
»Stand dieser BMW nicht vor Brandners Haus?« dachte der Geisterjäger laut.
»Und wie.« Mallmann lenkte seinen Ascona an den Waldrand. »Ob der Knabe zu Fuß weitergegangen ist?« murmelte er.
»Woher weißt du, daß es nur der junge Brandner ist?«
»Denk an sein Benehmen«, erwiderte der Kommissar.
John Sinclair und Will Malimann stiegen aus. Dumpf schlugen die Türen ins Schloß.
»Und nun?« fragte Mallmann. »Schleichen wir uns in die Büsche?«
John grinste. »Bleibt uns wohl nichts anderes übrig.«
Die beiden Männer gingen los. Schon nach wenigen Schritten hatten Nebel und Wald sie verschluckt.
»Ich komme mir vor wie in einem verhexten Wald«, unkte der Kommissar.
John wollte etwas erwidern, doch ein schauriger Heulton schnitt ihm die Worte von den Lippen.
Mallmann war stehengeblieben. Verwirrt blickte er den Geisterjäger an. »Was war das, zum Teufel? Hörte sich an wie ein Wolf. Aber es gibt doch keine mehr in dieser Gegend.«
John hob die Schultern. »Wer weiß«, erwiderte er mit ernstem Gesicht. »Einen normalen Wolf vielleicht nicht – aber es könnte ebenso gut ein Werwolf gewesen sein.«
Mallmann schluckte. »Na dann viel Spaß«, sagte er und hatte Mühe, die plötzlich aufgekommene Gänsehaut abzuschütteln…

***

Wie festgefroren stand Ralf Brandner auf seinem Platz. Den rechten Arm mit der schweren Waffe hatte er erhoben. Er lauschte in die grauschwarze Dunkelheit des Waldes, versuchte, sich auf jedes Geräusch zu konzentrieren, und wartete darauf, daß sich das schreckliche Heulen wiederholte.
Es tat sich nichts.
Fahrig wischte sich Ralf über die Stirn. Er ging ein paar Schritte vor. Sein rechtes Hosenbein verfing sich an einem dornigen Ast. Wütend zerrte Ralf daran. Ein Stückchen Stoff blieb hängen.
Ralf Brandner machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er keine Taschenlampe mitgenommen hatte. Es lag eine im Wagen, aber er hatte keinen Nerv mehr, jetzt zurückzugehen und die Lampe zu holen.
Irgendwo rechts neben ihm knackte es. Ralf zuckte herum.
Nichts – nur die grauweiße Suppe. Wabernd hing sie zwischen den Bäumen.
Verdammt, dachte Ralf. Langsam bilde ich mir die Geräusche schon

ein, ich werde noch verrückt. Dieser Wald, die Einsamkeit, der Nebel, das ist ja nicht mehr zum Aushalten.

Er blieb noch einige Sekunden stehen, und als sich dann nichts tat, ging er weiter.

Diesmal aber nicht so forsch. Das Heulen hatte ihn gewarnt. Immer wieder blickte er sich um. Bäume und Sträucher schienen im Nebel zu tanzen und Figuren zu bilden. Über ihm in den Zweigen raschelte es. Ein aufgeschreckter Nachtvogel wischte durch die Äste.

Vom Sturm geknickte Bäume versperrten den Weg. Ralf konnte nicht mehr weiter, mußte einen kleinen Umweg machen und die gefällten Bäume umgehen.

Er kam genau bis zu den Kronen der Bäume.

Da passierte es.

Urplötzlich schoß hinter dem gefällten Baum eine Gestalt hoch. Sie war ein Schatten in der Nebelwand. Ein gefährliches Knurren ertönte. Hecheln – dann ein Sprung, und die Gestalt flog auf Ralf Brandner zu.

Der junge Mann war trainiert, darauf getrimmt, in gefährlichen, überraschenden Situationen eiskalt und blitzschnell zu reagieren.

Er warf sich zur Seite.

Um Haaresbreite verfehlte ihn der Unheimliche.

Ralf fiel zu Boden, spürte, wie ein kleiner Ast in seine Wange stach. Er warf sich sofort herum, riß weit die Augen auf. Was er dann jedoch zu sehen bekam, ließ ihn an seinem eigenen Verstand zweifeln.

Nicht ein Mensch hatte ihn angegriffen, sondern ein Tier.

Ein Wolf!

Aber welch ein Exemplar! Fast so groß wie ein Mensch. Der Wolf ging auf zwei Beinen. Sein Körper war über und über mit einem braunschwarzen Pelz bedeckt. Messerscharfe Krallen wuchsen an den Pranken. Die Augen schimmerten gelblich, sie irrlichterten, und Ralf Brandner glaubte, darin die blanke Mordlust zu erkennen.

Sekundenlang fixierten sich Angreifer und Opfer.

Und während dieser Zeitspanne schossen Ralf die tollsten Vermutungen durch den Kopf.

Wölfe gab es nicht mehr im Spessart. War es überhaupt ein Wolf?

Ralf bekam Angst.

Gleichzeitig wehrte er sich.

Noch im Liegen riß er den schweren Single Action hoch und drückte ab.

Die Waffe wummerte auf. Der dichte Nebel verschluckte den Knall. Ralf hatte die Schußhand mit der anderen abgestützt, um sicher zu sein, daß er auch treffen würde.

Und er hatte getroffen.

Das schwere Stahlmantelgeschoß schlug in die rechte Brustseite des Werwolfes, warf das Ungeheuer herum und schleuderte es in die

Krone des umgestürzten Baumes.
Wild um sich schlagend verschwand das Ungeheuer aus Ralfs Blickfeld.
Brandner lachte wild. Diesem verdammten Biest hatte er es gezeigt. Auf einen Single Action war eben Verlaß.
Der junge Mann sprang auf die Füße. Er wollte nachsehen, ob er das Tier tödlich getroffen hatte.
Ralf stapfte durch das Geäst des umgestürzten Baumes. Die Mündung der Waffe hielt er gesenkt.
Sein Fehler…
Urplötzlich schoß der Werwolf aus der Baumkrone hervor. Ehe Ralf sich auf die neue Situation einstellen konnte, hatte die Bestie bereits zugeschlagen.
Mit ungeheurer Wucht traf die Pranke Ralfs rechtes Handgelenk. Der junge Mann schrie auf. Der Revolver glitt ihm aus der Hand und versank im Gras des Waldes.
Dann bekam Ralf einen harten Stoß gegen die Brust. Der Anprall schleuderte ihn um. Es gelang ihm nicht mehr, sich abzurollen, und so prallte er hart mit dem Rücken gegen den umgestürzten Baumstamm.
Zwei Schritte stapfte der Werwolf vorwärts.
Drohend und zu seiner vollen Größe aufgerichtet stand er vor dem wehrlosen Ralf Brandner.
Angst überfiel den jungen Mann. Angst und Panik!
Er sah die messerscharfen Krallen der Tatzen und das weit aufgerissene Maul mit dem höllisch scharfen Gebiß. Weissgelber Geifer tropfte über die Zähne, rann an dem fliehenden Kinn herab und verfing sich im Fell.
Der Werwolf würde sich sein Opfer reißen.
Gnadenlos.
Wieder stieg das triumphierende Heulen in die nebelschwangere Luft. Die Bestie riß das Maul noch weiter auf und warf sich dann mit einem gefährlichen Knurren auf sein wehrloses Opfer.
Ralf wußte selbst nicht, wieso er die Beine angezogen hatte und sie genau in dem Moment vorschnellen ließ, als sich die Bestie auf ihn stürzte.
Die Sohlen prallten gegen die Brust des Wolfes.
Ralf spürte den Schmerz bis zu den Oberschenkeln. Der Angriff des Werwolfs wurde sekundenlang gestoppt. Die Bestie hatte Mühe, auf den Füßen zu bleiben. Ein normaler Mensch wäre mehrere Meter weit katapultiert worden.
Nicht so der Werwolf.
Er fing sich überraschend schnell.
Viel zu schnell für Ralf Brandner.
Mit mörderischem Gebrüll stürzte die Bestie vor, und der junge Mann

hatte keine Chance mehr zur Abwehr. Er roch den strengen Raubtiergeruch, sah das Gebiß dicht vor sich, spürte einen reißenden Schmerz an der Schulter und schrie, schrie, schrie…

***

John Sinclair hatte eine Taschenlampe mitgenommen. Jetzt schaltete er sie ein.

Viel half es auch nicht. Der Strahl wurde bereits nach wenigen Schritten verschluckt.

Abermals hörten sie das Heulen.

Kommissar Mallmann verzog das Gesicht. »Verdammter Mist«, fluchte er. »In dieser Nebelsuppe weiß man nie, aus welcher Richtung ein Geräusch kommt.«

John deutete mit der Hand nach vorn. »Wir müssen tiefer in den Wald hinein. Komm!«

»Ja, ja, ein alter Mann ist doch kein D-Zug.«

Der Geisterjäger hatte einen flotten Schritt vorgelegt. Wenn tatsächlich ein Werwolf durch den Wald geisterte, dann mußten sie ihn finden, noch bevor er Unheil anrichten konnte. Falls das nicht schon geschehen war.

Die Lampe trug John in der linken Hand. Die Rechte wollte der Oberinspektor frei haben, um im Notfall rascher an die Waffe zu kommen. Er trug seine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta bei sich. Geweihtes Silber ist für zahlreiche Dämonen und Alptraumgeschöpfe tödlich.

Auch für Werwölfe…

»Kann dieses Biest denn nicht noch einmal heulen?« schimpfte Mallmann.

»Du kannst ihm ja mal den Vorschlag machen«, erwiderte John bissig. Er wurde langsam wütend. Es konnte durchaus sein, daß sie in der falschen Richtung durch den Wald ackerten.

Und dann fiel ein Schuß.

Sofort blieben der Geisterjäger und sein Freund stehen.

Mallmann stieß den Oberinspektor an. »Zum Teufel auch, das war gar nicht weit von hier«, flüsterte er. Der Kommissar sah sich beschwörend um, als könne er die Bestie schon entdecken.

Sinclair nickte nur. Er hatte auch ungefähr die Richtung lokalisiert, aus der der Schuß zu hören war.

Ein Schuß bedeutete immer, daß ein Mensch ihn abgegeben haben mußte. Hatte der Werwolf demnach schon sein Opfer gefunden? John mußte auch an den BMW denken, der ihnen aufgefallen war. Sollte sich der junge Brandner vielleicht in den Fängen der Bestie befinden?

Der Geisterjäger stürmte voran. Er hatte seine Beretta gezogen. Es kam jetzt auf jede Sekunde an, wenn sie noch etwas retten wollten.

Umgestürzte Bäume versperrten den weiteren Weg.

Plötzlich gellten Schreie auf. Sie waren in Todesangst ausgestoßen und so markerschütternd, daß es dein abgebrühten Geisterjäger kalt den Rücken hinunterlief.

Er hetzte noch einige Meter vor – und sah den riesigen Schatten.

Gleichzeitig hörte er das wilde Keuchen, Knurren und auch wieder das Schreien des bedauernswerten Opfers.

Mit einem pantherartigen Satz sprang John Sinclair in das blattlose Geäst des gestürzten Baumes. Er stieß dabei einen wilden Kampfruf aus. Die Bestie fegte herum, gerade in dem Augenblick, als John Sinclair landete. Die Zweige unter ihm gaben nach. Er hatte keinen festen Boden mehr unter den Füßen, ruderte wild mit den Armen und versuchte so, das Gleichgewicht zu halten.

Knurrend warf sich ihm das Monster entgegen.

John schleuderte im Fallen die Lampe gegen die Schnauze des Werwolfs und drückte ab.

Der Schuß blaffte auf. Die Silberkugel flirrte auf den Werwolf zu, prallte jedoch gegen einen starken Ast, wurde abgelenkt und sirrte dicht am Kopf der Bestie vorbei.

Dann hing der Geisterjäger in dem Ast- und Zweigwerk des Baumes fest.

Mit einem einzigen Tritt brach der Werwolf die ihm hinderlichen Zweige ab.

John Sinclair schoß noch einmal. Doch auch diesmal traf er nicht. Die Kugel klatschte in einen Baumstamm.

John rechnete schon damit, von der Bestie angefallen zu werden; da machte das Monster kehrt, warf sich brüllend herum und rannte tiefer in den Wald hinein.

Im gleichen Augenblick kam Kommissar Mallmann. Er fiel auf die Knie, hob die Hand mit der Dienstpistole an und feuerte auf das Monster.

Der Werwolf wurde von den Einschlägen der Geschosse durchgeschüttelt. Wild drehte er sich auf dem Fleck. Wie Waschschaum stand der Geifer vor seinem Maul. Er wischte mit den Pranken durch die Luft, als könne er so die lästigen Kugeln von sich abhalten.

Denn mehr als lästig waren sie nicht.

Sie drangen zwar durch sein Fell und in die Haut hinein, verletzen konnten sie ihn nicht.

Doch der Werwolf hatte sich durch Johns Silberkugeln irritieren lassen.

Wenn ihn eine ins Herz traf, dann war er verloren!

Er floh.

Mit Brachialgewalt brach die Bestie durch die Büsche, trampelte alles

nieder, was ihr im Weg stand.

Genau zu dem Zeitpunkt befreite sich der Geisterjäger aus dem Astgewirr.

Will Mallmann kniete noch immer auf dem Boden. Den Arm mit der Waffe hielt er gesenkt. Immer wieder schüttelte er den Kopf. »Es ist tatsächlich ein Werwolf«, flüsterte er immer wieder. »Ein Werwolf. Unbegreiflich.«

Mit zwei langen Sätzen hatte John Sinclair den Kommissar erreicht, Heftig zog er Mallmann an der Schulter herum. »Kümmere du dich um den Mann!« rief er, »ich muß die verfluchte Bestie packen.«

Mallmann nickte. John wußte nicht, ob der Kommissar ihn überhaupt verstanden hatte. Doch das war ihm egal, jetzt, wo jede Sekunde zählte.

Der Nebel war zwar nach wie vor dicht, aber er konnte nicht die ohrenbetäubenden Geräusche schlucken, die die Bestie beim Durchbrechen des Unterholzes verursachte.

Hart blieb ihr der Geisterjäger auf den Fersen.

Immer wieder vernahm er das gefährliche Knurren und Hecheln des Werwolfes. Das Ungeheuer rannte in Richtung Sex-Schloß. Wahrscheinlich hatte es dort seinen Schlupfwinkel.

Mehr hüpfend als laufend jagte der Geisterjäger hinter dem Werwolf her. Zweige, Blätter – sie klatschten dem Oberinspektor ins Gesicht.

Und auch die Wurzeln, die wie Fußangeln aus dem feuchten Boden ragten, brachten ihn nicht zu Fall. John Sinclair hatte das Glück des Tüchtigen.

Meter um Meter kam er dem Werwolf näher.

Einmal glaubte er, ihn schon als Schatten zu sehen, doch es stellte sich als Täuschung heraus.

War der Boden vorhin noch eben gewesen, so führte er jetzt bergan, einen kleinen bewaldeten Hügel hinauf. Die Bäume standen hier noch dichter beieinander, Gestrüpp und Unterholz schienen tausend Arme zu haben, die nach John griffen.

Aber auch nach der Bestie.

Plötzlich sah John den Werwolf. Er hatte sich hastig vorbewegt, dabei nicht aufgepaßt, war auf dem glitschigen Boden ausgerutscht, zu Fall gekommen und den Hang ein Stück hinuntergerutscht.

John sah ihn mit den Pranken rudern. Der wabernde Nebel ließ ihn noch unheimlicher erscheinen.

Der Geisterjäger blieb stehen. Er keuchte vorn anstrengenden Lauf, doch die Beretta in seiner Rechten lag ruhig. Sie zitterte um keinen Deut.

Der Werwolf hatte den Geisterjäger jetzt entdeckt. In seiner geduckten Haltung blieb er stehen. In den kleinen gelben Augen flackerte es. Das Fell begann sich zu sträuben.

John Sinclair hielt die Waffe weiterhin angelegt. Er hatte sich schräg hingestellt, benutzte den linken Fuß als Stütze. »Wer immer du bist«, schrie der Geisterjäger, »gib auf! Die Pistole in meiner Hand ist mit Silberkugeln geladen. Du hast keine Chance zu überleben. Wenn du dich freiwillig fesseln läßt, versuche ich, dein Leben zu retten. Du hast die Wahl!«

Der Werwolf stieß ein dämonisches Knurren aus. Wild schüttelte er den Kopf.

Johns Finger krampfte sich um den Abzug. Noch zögerte er zu schießen. Auch wenn dieser Werwolf eine dämonische Kreatur war, wollte John ihn nicht so ohne weiteres erledigen, denn er sah sein eigenes Leben im Augenblick nicht in Gefahr.

»Ich warte nicht mehr länger«, mahnte der Geisterjäger.

Der Werwolf stieß einen Laut aus, der sich wie ein tiefes menschliches Seufzen anhörte. Dann setzte er sich in Bewegung. Langsam, vorsichtig.

John wich zurück. Er traute dem Ungeheuer hoch nicht. Der Arm mit der Pistole beschrieb einen Halbkreis. John stellte sich so, daß er den Wolf immer vor der Mündung hatte.

»Geh vor mir her!« befahl er.

Hechelnd tappte der Werwolf an dem Geisterjäger vorbei. Immer wieder warf er John einen hastigen Blick zu. Dann sah der Oberinspektor den behaarten Rücken. Gebeugt schritt das Ungeheuer durch den Wald.

John hielt auf Distanz. Das, was er vorhatte, war ein Nervenspiel. In diesem Werwolf schien noch ein winziger Rest menschlichen Denkens und Fühlens vorhanden zu sein, sonst hätte er anders reagiert. Vielleicht – und so hoffte John – war diese Bestie noch zu heilen. Mit den Mitteln der Weißen Magie. Der Oberinspektor wollte es auf jeden Fall versuchen.

Sie gingen den gleichen Weg zurück, den sie gekommen waren. Schon bald tauchten Kommissar Mallmann und das Opfer des Ungeheuers in Johns Blickfeld auf.

Will Mallmann hielt die Lampe in der Hand. Seine Gesichtszüge zeigten pures Erstaunen, als er den Werwolf auf sich zukommen sah.

»John, mein Gott, was machst du?«

»Sei ruhig!« zischte der Geisterjäger.

»Mach genau, was ich dir sage!« Mallmann begriff nicht.

John dirigierte den Werwolf zu einem Baum. Der Stamm war nur so dick, daß der Werwolf ihn bequem mit den Armen umfassen konnte.

»Gib mir deine Handschellen. Will!«

Die stählerne Acht trug der Kommissar immer bei sich. Er hakte sie vom Gürtel los und hielt sie John hin.

Der Verletzte saß im Gras. Auch Ralf Brandner traute seinen Augen

nicht, als er John und den Werwolf sah. Doch sein Gesicht verzerrte sich vor Haß. Brandners Lederjacke war an der linken Schulter zerfetzt. Ebenso der Pullover darunter. Die Krallen waren über seine Haut gefahren und hatten eine Fleischwunde gerissen. Nicht sehr schlimm. Will Mallmann hatte sie provisorisch mit zwei Taschentüchern verbunden.

John nahm die Handfessel.

»Die Arme um den Baum!«

Der Werwolf gehorchte.

Blitzschnell warf John dem Kommissar die Beretta zu. »Halt du ihn in Schach«, sagte er.

Mallmann hatte die Waffe geschickt aufgefangen. Er zielte damit auf den Rücken des Werwolfes.

John lief um den Baum herum und nahm die stählerne Acht, um sie um die Pranken des Tieres zu legen.

Niemand achtete auf Ralf Brandner. Dieser Mann war von seinem Haß besessen. Kommissar Mallmann sah wohl, daß sich der junge Brandner erhob und auf ihn zukam.

Er rechnete jedoch nie im Leben mit einem Angriff.

Urplötzlich sprang Brandner vor. Er hatte sich den günstigsten Zeitpunkt ausgesucht. Sinclair befand sich hinter dem Baum, um dem Werwolf die Fesseln anzulegen. Er konnte nichts sehen.

Wie ein Felsbrocken prallte Brandner gegen den Kommissar. Mallmann kam nicht einmal mehr dazu, einen Warnschrei auszustoßen. Er wurde zu Boden gerissen und mußte einen brettharten Handkantenschlag einstecken, und dann riß ihm Ralf Brandner die mit Silberkugeln geladene Beretta aus der Hand.

Im gleichen Augenblick tauchte John Sinclair auf.

Sofort legte Brandner auf den Werwolf an. Er konnte den breiten Rücken gar nicht verfehlen.

»Wenn du ihn nicht umlegst, mache ich es!« brüllte er und zog eiskalt durch…

»Nicht schießen!« brüllte John. »Nicht…«

Das trockene Bellen des Schusses riß ihm die weiteren Worte von den Lippen.

Und noch einmal peitschte die Waffe auf.

Dann hatte der Geisterjäger den Mörder erreicht. Er sprang ihn an. Seine Arme umklammerten Brandners Hüften. John riß den Kerl zu Boden. Ineinander verkrallt wälzten sie sich durch das nasse Gras. Brandner lachte dabei wild und keuchte: »Ich habe ihn erschossen. Ich habe ihn…«

John schlug ihm die linke Hand gegen den Mund. Er war wütend. Er hatte keine Mühe gescheut, das Leben des Werwolfs zu retten. Und jetzt hatte dieser Bursche alles zunichte gemacht.

Noch immer hielt Brandner die Waffe umklammert. John versuchte, sie ihm aus der Hand zu reißen. Er bekam das Gelenk auch zu packen und wollte es herumdrehen.

Doch Brandner hatte Kraft. Er stemmte sich gegen den Griff. Auch gelang es ihm, John das Knie in den Leib zu stoßen.

Der Geisterjäger krümmte sich. Er riß den Mund auf und schnappte nach Luft. Sein Griff lockerte sich.

Brandner nutzte die Gelegenheit und stieß den Geisterjäger von sich. Dann sprang er auf die Füße. Mit einem Fluch schleuderte er die Beretta vor John auf den Boden.

»Da, ich brauche sie nicht mehr!«

Der Oberinspektor steckte die Waffe ein. Langsam stand er auf. Sein Anzug sah aus, als hätte er ihn durch den Schlamm gezogen. Dazu klebten bunte Blätter an dem Stoff.

Schweigend wandte sich John Sinclair dem gefesselten Werwolf zu.

Die Verwandlung war noch nicht abgeschlossen.

Die beiden Kugeln hatten die Bestie zu Boden geschleudert. Der Werwolf war an dem Baumstamm entlanggerutscht. Sein Körper zuckte. Das Fell verschwand. Die helle Haut eines Menschen schimmerte durch.

John Sinclair hielt den Atem an! Haare begannen zu wachsen. Lange schwarze Haare.

Der Werwolf – nein, die Werwölfin, sie war ein Mädchen!

Und sie war tot!

Beide Kugeln hatten sie in den Rücken getroffen.

John Sinclair hörte Ralf Brandner neben sich aufstöhnen. »Nein!« flüsterte der junge Mann, »das wollte ich nicht. Das wollte ich nicht. Nein!«

Der Geisterjäger erwiderte nichts. Stumm ging er zu der Leblosen hin, löste die Handschellen und drehte die Tote auf den Rücken.

Dunkle Augen starrten ihn anklagend an. Das Gesicht war bleich. Eine Haarsträhne fiel über die Stirn und tupfte gegen die linke Augenbraue.

Das Mädchen sah aus, als schliefe es.

Inzwischen war auch Kommissar Mallmann aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Stöhnend rieb er sich den Kopf. Fassungslos blickte er auf die Leiche.

John Sinclair blieb vor dem jungen Ralf Brandner stehen. Schweigend. Brandner senkte den Blick. »Es… es tut mir leid.«

»Okay«, sagte der Geisterjäger frostig. »Sie haben es nicht anders gewußt. Doch mit Ihrem Gewissen müssen Sie ganz allein fertig werden.«

Der Oberinspektor ließ Brandner stehen und ging auf Kommissar Mallmann zu.

»Und?« fragte Will.
John begann, seine Kleidung notdürftig zu reinigen. »Benachrichtige du die zuständigen Stellen der Polizei«, sagte er. »Ich sehe mir das Sex-Schloß an.«
»Da bin ich dabei!«
»Nein, Will. Lieber nicht.«
»Kann ich Ihnen vielleicht helfen?« bot sich Ralf Brandner an.
John drehte den Kopf. Der junge Mann stand direkt neben ihm. »Sie fahren am besten wieder nach Hause. Was zu erledigen ist, werden wir machen.«
Brandner schüttelte den Kopf. »Nein, das tue ich nicht. Sie können mir nicht verbieten, dem Sex-Schloß einen Besuch abzustatten. Schließlich ist mein Vater…«
»Nein!« unterbrach John den Mann. »Verbieten kann ich es Ihnen nicht. Aber ich appelliere an Ihren gesunden Menschenverstand, uns nicht ins Handwerk zu pfuschen.«
Ralf Brandner blickte den Geisterjäger an. Dann hob er die Schultern, »Wir werden sehen«, meinte er und ging davon. Schon nach wenigen Schritten verschluckte ihn der Nebel.
»Der gibt nicht auf«, sagte Will Mallmann, »der nicht. Den treffen wir im Sex-Schloß wieder. Glaub mir.«
John nickte nachdenklich. »Dann ist es vielleicht doch besser, wenn du mitgehst, Will.«
»Sage ich ja.«
»Du könntest unseren Freund im Auge behalten. Wir schalten die Behörden erst ein, wenn alles vorbei ist.«
Mallmann war einverstanden. Er warf einen Blick auf die Tote. »Um das Mädchen tut es mir leid, wirklich. Glaubst du im Ernst, du hättest sie retten können?«
»Wahrscheinlich.«
»Sie wird zum Schloß gehören«, vermutete der Kommissar. »Wenn sie ein Werwolf war, was erwartet uns dann wohl bei den anderen Mädchen?«
John hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Aber wir können uns auf einiges gefaßt machen…«
Niemand ahnte etwas von den Schrecken, die die Nacht noch bereithielt.

***

Der Betrieb im *Chateau d'amour* war völlig normal angelaufen. Trotz des miesen Wetters. Aber davon ließen sich die Stammkunden nicht abschrecken. Und es waren fast alles Stammkunden, die das Schloß besuchten. Nur wenige Fremde verirrten sich in die Lasterhöhle.
Jeder Gast wurde von dem Schwarzen Tod persönlich begrüßt.

Niemand der Gäste ahnte, daß sich hinter der lächelnden Maske des Mannes ein Dämon verbarg. Er nannte sich Kala, war bei den Stammgästen sehr beliebt.

Kala beherrschte fast alles. Er konnte Getränke mixen, verstand es zu reden, machte Komplimente und hatte den Laden so im Griff, daß keines der Girls ausbrach.

Und doch war dieser Abend anders. Eine gewisse Spannung schien über dem Schloß zu liegen, Roswitha, das Werwolf-Mädchen, war noch nicht zurück gekommen. Nie zuvor war sie länger als zwei Stunden weggeblieben. Und jetzt waren fast drei vergangen. Ein Kunde hatte schon nach ihr gefragt, jedoch nur ein höfliches Lächeln und ein Achselzucken als Antwort bekommen.

Man mußte an dem Tor schellen, bevor man das Sex-Schloß betreten durfte.

Und auch Ralf Brandner entdeckte den kleinen, perlmuttartig schimmernden Knopf im Gestein der Türeinfassung.

Er atmete noch einmal tief durch und drückte dann auf den Knopf.

Jetzt kam es darauf an. Würde man ihn einlassen oder wieder wegschicken? Sollte die zweite Möglichkeit zutreffen, dann war Ralf fest entschlossen, auf einem anderen Weg das Sex-Schloß zu betreten.

Nicht die Tür wurde geöffnet, sondern ein Guckloch.

Ein Auge musterte den Neuankömmling. Dann vernahm er eine Stimme. Flüsternd und rauh.

»Sind Sie Mitglied, mein Herr?«

»Nein.« Ralf schüttelte den Kopf.

»Dann tut es mir leid. Sie können unseren Club leider nicht mit Ihrem Besuch beehren.«

Die Klappe schloß sich wieder.

Ralf Brandner stand da wie ein begossener Pudel. Er hatte die Hände geballt. Die Wut stieg in ihm hoch. Wie einen kleinen Jungen hatten sie ihn behandelt. Und er hatte nichts dagegen getan.

Er zog sich vom Eingang zurück, ging ein Stück den Weg entlang, passierte die parkenden Fahrzeuge und schlug sich in die Büsche.

Ralf Brandner spürte das Gewicht des schweren Revolvers an seiner Hüfte. Er hatte die Waffe in einem unbeobachteten Moment aufgenommen und eingesteckt.

Der junge Mann umrundete das Schloß. An den düsteren Mauern wuchs das Gestrüpp mannshoch. Ralf Brandner schob einige Zweige zur Seite, ging in die Hocke und blickte zu den Fenstern hoch.

Sie verschwammen im Nebel. Kein Lichtschein drang durch die graue Watte. Zudem war es still. Auf Ralf Brandner wirkte die Ruhe bedrückend.

Er suchte nach einem zweiten Eingang. Seiner Meinung nach mußte es ihn geben. Jedes Lokal, sei es noch so exklusiv und

außergewöhnlich, besaß einen zweiten Zugang.
Das Schloß hatte sogar mehrere. Sie lagen an der Ostseite des Hauses. Büsche verdeckten die Türen.
Ralf Brandner trug nicht nur eine Pistole bei sich, sondern auch ein schmales Etui mit Einbrecherwerkzeugen. Die brauchte er hin und wieder in seinem Job.
Ralf holte das Besteck hervor und machte sich an dem Türschloß zu schaffen.
Knarrend schwang die Tür auf.
Der Einbrecher verzog das Gesicht. Er hatte Angst, zu früh entdeckt zu werden. Doch die Befürchtung bewahrheitete sich nicht. Ungesehen gelangte der junge Mann ins Haus.
Es war stockfinster. Ralf mußte sich mit ausgestreckten Händen vortasten. Von irgendwoher hörte er Musik und Frauenlachen. Dann strich ein frischer Luftzug über sein Gesicht.
Ralf Brandner hatte neben sich die Wand gespürt. Eng preßte er sich gegen das Gestein.
Eine Tür knallte zu. Es wurde wieder still.
Ralf Brandner atmete auf. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Vorsichtig ging er weiter. Noch immer tasteten seine Hände ins Leere. Brandner konnte in der Dunkelheit die Treppe nicht sehen, er stolperte und fing sich mit beiden Händen ab. Er spürte einen rauhen Teppich unter seinen Handflächen. Der Läufer klebte auf den Treppenstufen. Auf allen vieren kroch Ralf Brandner die Treppe hoch.
Dann sah er den Lichtschein schimmern. Es war rotes Licht. Nur schwach malte es die Stufen an. Aber Ralf konnte nun Umrisse ausmachen.
Er befand sich dicht vor einem Treppenabsatz. Daran schlossen sich die nächsten Stufen an, die in einen langen Flur mündeten. Ebenfalls rot erleuchtet.
Ralf blieb stehen und sondierte die Lage.
Der Flur erinnerte ihn an ein Hotel. Rechts und links zweigten mehrere Türen ab. Am anderen Ende des Ganges begann wieder eine Treppe. Die Musik wurde lauter.
Ralf vernahm eine Frauenstimme. »Ich lasse die Tür offen, Kala!«
Die Antwort des gewissen Kala konnte der junge Mann nicht verstehen. Ralf Brandner hatte vor, sich eines der Mädchen zu schnappen und es über das Schicksal seines Vaters auszufragen. Wenn es sein mußte, dann würde er auch härtere Bandagen benutzen.
Wie eine Katze schlich der junge Mann über den Gang. Auch hier dämpfte ein Teppich seine Schritte.
Plötzlich blieb Ralf Brandner stehen.
Er hatte Stimmen gehört. Eine weibliche und eine männliche. Und

die Stimmen wurden lauter.
Die beiden Personen kamen die Treppe hoch.
Hastig sah sich Ralf Brandner um. Als mögliches Versteck fiel ihm nur eine der Türnischen ins Auge. Ralf überlegte nicht lange, sondern schlich auf einen Eingang zu.
Er drückte sich in die Nische. Wie von selbst glitt der schwere Single Action in seine Hand.
Mit klopfendem Herzen wartete Ralf Brandner ab. Jetzt hatten die beiden das Ende der Treppe erreicht.
»Yvonne heißt du also«, sagte der Mann. »Ein toller Name. Ich kannte mal eine Yvonne in Paris. Das war vielleicht eine Puppe, kann ich dir sagen. Was die alles machte! Sagenhaft.«
»Aber ich bin auch gut, mein Schatz. Laß dich nur überraschen.«
»Ich bin gespannt. Wo ist denn dein Zimmer?«
»Das zweitletzte!«
Ralf Brandner hielt den Atem an. Die beiden mußten an ihm vorbei, wenn sie in das Zimmer dieser Yvonne wollten.
Ralf konzentrierte sich völlig auf die nächste Aktion. Er hatte sich schon einen Plan ausgedacht, und der mußte einfach gelingen.
Schon sah er die Schatten des Paares. Zwei, drei Schritte noch – dann… Das Mädchen hatte sich bei seinem Kunden untergehakt. Es hatte nur Blicke für den Mann, sah den in der Nische lauernden Ralf Brandner nicht. Die beiden gingen vorbei.
Wie ein Raubtier schnellte Ralf Brandner aus seinem Versteck. Der Kerl bekam überhaupt nicht mit, was geschah. Ralf schlug ihm den Lauf des schweren Revolvers gegen den Kopf.
Ohne einen Laut von sich zu geben, sackte der Freier zu Boden.
Der Schrei des Mädchens erstickte auf den Lippen. Hart drückte ihm Ralf Brandner die Mündung des Single Actions in den Rücken. »Einen Laut nur!« zischte er, »und dich hat es gegeben!«
Das Mädchen stand stocksteif.
»Was… was wollen Sie von mir?«
»Ich will mich mit dir unterhalten. Aber in deinem Zimmer. Los, geh schon.«
Yvonne setzte sich in Bewegung. Den Bewußtlosen ließ Ralf Brandner einfach liegen.
Ralf hatte es eilig, das Mädchen lief ihm zu langsam. Er schlug ihr mit der linken Hand gegen die Schulter. »Geh schneller, du verdammte Hure!«
Yvonne stolperte vor. Das sonst so lange Blondhaar hatte sie zu einer Turmfrisur hochgebunden. Sie trug ein enges buntes Bolero-Kleid, dessen vordere Hälften bei jedem Schritt auseinanderklafften und einen herrlichen Einblick freigaben. Einen BH hatte die Blondine trotzdem nicht nötig.

Der Zimmerschlüssel steckte in einer kleinen Tasche ihres Oberteils. Mit zitternden Fingern schloß Yvonne die Tür auf.

Ralf Brandner warf einen Blick in den Gang zurück. Doch niemand war Yvonne und ihrem Kunden gefolgt. Die Musiker unten in der Bar spielten die Hits des Duos Baccara.

Yes, Sir, I can Boogie…

Die Tür war offen.

Ralf schleuderte das Mädchen ins Zimmer. Yvonne fiel bis auf das breite Bett. Sie warf sich herum, als Ralf Brandner die Tür ins Schloß warf.

»Steh auf«, sagte er, »du brauchst dich hier nicht in einladender Pose hinzulegen. Nicht bei mir!« Er winkte mit dem Revolver.

Yvonne erhob sich eingeschüchtert. »Was… was wollen Sie von mir?« flüsterte sie. »Wer sind Sie überhaupt? Wie kommen Sie hier in das Schloß?«

Ralf schüttelte den Kopf. »Ich stelle hier die Fragen, Puppe.« Er trat dicht an Yvonne heran. Der kalte Stahl der Mündung berührte das erhitzte Gesicht des Mädchens.

Mit der linken Hand zog Ralf ein Bild aus der Tasche. Es zeigte seinen Vater. »Was habt ihr mit diesem Mann gemacht?«

Der blonde Tiger erschrak, und Ralf bemerkte es. Mit spitzen Fingern nahm Yvonne dem jungen Mann das Bild aus der Hand, warf einen Blick darauf und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, diesen Mann kenne ich nicht.«

Ansatzlos kam der Schlag. Ralfs linke Hand klatschte gegen die Wange des Mädchens. Mit einem Schrei flog Yvonne auf das breite Bett. Das rote Licht ließ ihr Gesicht aussehen wie in Blut getaucht.

Blitzschnell war der junge Mann über ihr. Er drückte Yvonne den Coltlauf gegen den Hals. Sein Gesicht verzerrte sich. »Du lügst, du verdammtes Biest! Ich…«

»Ja!« schrie Yvonne. »Ja, ich habe ihn gekannt! Er war hier. Bei mir auf dem Zimmer. Wir haben…«

»Sei ruhig, du dreckige Nutte!« brüllte Ralf. Sein Gesicht war hochrot geworden. Die rechte Hand krampfte sich um den Single Action. Ralf Brandner war drauf und dran, die Frau zu erschießen.

Aber vorher wollte er noch wissen, was mit seinem Vater geschehen war. Und wenn er das erfahren hatte, dann sollte nur noch die Sprache des Single Action gesprochen werden.

»Also, was habt ihr mit ihm gemacht?«

»Wir haben ihn zu ihm gebracht.«

»Wer ist das?«

»Er wohnt im Keller.«

»Rede nicht so einen Mist!« zischte Ralf. »Er und ihm, was ist das überhaupt für ein Unsinn? Ich will klare Antworten. Ich will…«

Ralf Brandner verstummte. Er hatte Schritte gehört.

Vor der Tür stoppten sie.

Ralf warf Yvonne noch einen raschen Blick zu und eilte zur Tür. Hart riß er sie auf – und prallte zurück.

Vor ihm stand ein Mädchen! Eine grauenerregende Gestalt. Sie hatte rotes Haar. In weichen Wellen fiel es bis auf die bleichen nackten Schultern. Doch das erschreckte Ralf Brandner nicht. Es waren vielmehr das gräßlich entstellte Gesicht des Mädchens und die höllisch scharfe Axt, die sie in der Hand hielt…

***

John Sinclair ließ seinen Blick in die Runde schweifen. Viel war von dem wohlgepriesenen Sex-Schloß nicht zu sehen. Der Nebel hing wie ein Vorhang vor den Mauern. Hinter den Fenstern im Untergeschoß brannte Licht. Die vor den Scheiben liegenden grauen Schleier ließen es verwaschen aussehen.

»Wir gehen gemeinsam hinein«, schlug der Geisterjäger vor.

»Als Kunden?« wunderte sich Mallmann.

»Warum nicht? Wir sind doch bei den Damen nicht bekannt. Oder sollte ich mich in dir getäuscht haben, Will?«

»Gott bewahre.«

John grinste. Doch dann nahm sein Gesicht wieder einen harten, entschlossenen Zug an. Denn was jetzt folgte, war eine Aufgabe, die alles abverlangte. Nur eben keine Witze.

John gelangte in die Türnische und klingelte.

Wieder hob sich die Klappe. »Ja?«

Der Geisterjäger lächelte und zupfte seinen Krawattenknoten zurecht. »Dürfen wir eintreten?« fragte er höflich.

»Sind Sie Club-Mitglieder?« lautete die Gegenfrage.

»Nein, aber wir könnten es werden.«

Das Auge hinter dem Guckloch zuckte. Dann sagte der Mann: »Sie können hinein.« Die Klappe wurde wieder zugeknallt.

»Ging ja besser, als ich dachte«, flüsterte Will Mallmann hinter dem Oberinspektor.

»Abwarten.«

Die Tür wurde geöffnet. Dezente Musik, rötlich schimmerndes Licht, eine kleine Garderobe und ein langer Türwächter empfingen die beiden Neuankömmlinge.

Der Gucklochmensch hatte den scharfen Blick eines Meisterdetektivs. Er trug einen schwarzen Anzug und eine künstliche Nelke im Reversknopf. »Darf ich Sie bitten, dort Platz zu nehmen, meine Herren«, sagte er.

John und Will nahmen in den Sesseln Platz. Zwischen ihnen stand ein Tisch. Ein dritter Sessel wurde von dem Empfangsknaben

herangebracht.

Die Garderobe hinter ihnen war nicht besetzt. Kein leicht geschürztes Mädchen zwinkerte ihnen zu. Einsam und verlassen hingen Mäntel und Hüte an den Haken.

Der Schwarze Tod kam persönlich. Lautlos glitt er in die Garderobe. Seine stechenden Blicke musterten die beiden Männer, während ein gewinnendes Lächeln seine Lippen kräuselte.

»Sie gestatten, daß ich mich setze?« fragte er.

»Selbstverständlich.« Kommissar Mallmann hatte die Gesprächsinitiative übernommen.

»Mein Name ist Kala«, sagte der Mann, »ich bin hier der Leiter des Clubs und würde mich freuen, wenn Sie sich wohl fühlen und sich vergnügen und entspannen. Unser Club ist relativ klein. Wir haben nur eine begrenzte Anzahl an Mitgliedern und sind deshalb auch mit einem Hauch von Exklusivität behaftet. Aus diesem Grunde ist die Clubgebühr nicht sehr billig.«

Kala fiel dem Geisterjäger mit seinen gedrechselten Worten auf den Wecker. Aber wahrscheinlich schien es genügend Leute zu geben, die auf diesen Schmus reinfielen.

John Sinclair stachen die Finger des Mannes in die Augen. Sie waren überlang und mit dunklen, dicht beieinanderstehenden feinen Härchen besetzt. Kala hatte einen Block aus der Tasche gezogen. Es waren die Aufnahmeformulare, die gleichzeitig als Mitgliedskarten für den Club dienten.

»Dann darf ich jeden der Herren um zweihundert Mark bitten«, sagte Kala.

Kommissar Mallmann nickte. Er zahlte den Betrag, ohne mit der Wimper zu zucken.

Kala lächelte und strich das Geld ein. »So, da die Formalitäten erledigt wären, kommen wir zum gemütlichen Teil. Ihnen stehen unsere Clubräume zur Verfügung und auch die Mädchen, die wir eingestellt haben. Sie sind allesamt erste Klasse, haben Niveau und können durchaus ein Gespräch führen. Selbstverständlich sind sie auch in allen anderen Dingen perfekt.« Kala grinste säuerlich. »Sie wissen, was ich meine.«

»Natürlich.« Mallmann nickte.

»Nun noch eine letzte Frage, meine Herren. Ist dieser Club Ihnen empfohlen worden, oder sind Sie aus eigenem Antrieb zu uns gekommen?«

Ehe Will Mallmann antworten konnte, sagte der Geisterjäger: »Er ist uns empfohlen worden.«

Kala sah John fragend an. »Von wem, bitte sehr? Ich will nicht neugierig sein. In der Regel kenne ich nicht einmal die Namen der Clubmitglieder…«

John Sinclair hob die rechte Hand. »Nein, nein, den Namen dürfen Sie ruhig wissen. Es ist ja kein Geheimnis. Unser Freund heißt Paul Brandner.«

Dem Oberinspektor entging nicht das Zucken der Augendeckel. Für einen winzigen Augenblick preßte Kala die Lippen zusammen, dann hatte er sich wieder in der Gewalt. »Tut mir leid, meine Herren, aber den Namen Brandner habe ich noch nicht gehört. Wenn Sie das jedoch sagen, wird es schon stimmen. Ich darf Ihnen jetzt auch im Namen des Hauses noch viel Vergnügen wünschen. Wir sehen uns sicherlich noch. Fatima führt in wenigen Minuten ihren Schlangentanz vor. Sie werden begeistert sein.«

John und Will standen ebenfalls auf. Sie mußten einen Vorhang auseinanderschieben, um in die eigentliche Bar zu gelangen.

Die Bar war ziemlich schmal, aber sehr lang. Sie war in zwei Räume geteilt. Der vordere wurde von der chromglitzernden Bar eingenommen. Dahinter stand kein Mädchen, sondern der Empfangsknabe. John wunderte sich, mit welcher Geschicklichkeit er mit Flaschen und Gläsern hantierte.

An der gegenüberliegenden Seite der Bar führte eine Treppe nach oben. Die Stufen waren breit und mit einem Läufer belegt.

Im zweiten Teil des Raumes saß etwas erhöht die kleine Band. Es war eine Drei-Mann-Combo, die aktuelle Hits spielte. Die Band begrenzte die kleine Tanzfläche von der Rückseite. Um die Tanzfläche herum gruppierten sich Tische mit bequemen Sesseln. John sah die Freier mit ihren Mädchen dort im Halbdunkel sitzen. Hin und wieder klangen Gläser gegeneinander, oder es lachte ein Mädchen.

Kala schlich wie ein Gespenst durch die Räume. Seine Blicke waren überall, und besonders hatte er ein Auge auf den Geisterjäger geworfen. Hatte er Verdacht geschöpft?

»Der erste Drink geht auf Kosten des Hauses«, sagte der Mixer. »Was möchten Sie trinken?«

John und Will entschieden sich jeder für eine Flasche Piccolo. Der eiskalte Sekt perlte in den langstieligen Gläsern.

John Sinclair und Will Mallmann prosteten sich zu. Sie spielten die stinknormalen vergnügungssüchtigen Gäste, die darauf aus waren, ein heißes Abenteuer zu erleben.

Und dann kam Fatima.

Sie huschte aus einer Tür hinter der Bar. Lange schwarze Haare flogen mit einem fast durchsichtigen Gewand um die Wette. Aus dem hinteren Raum ertönte Beifall, als Fatima sich mitten auf der Tanzfläche verbeugte.

Kala stand plötzlich neben John. »Sie können sie nachher mit auf ein Zimmer nehmen«, flüsterte er. »Ich habe kurz mit ihr gesprochen. Sie hat Interesse an Ihnen gezeigt. Fatima kennt die Liebestechniken des

Orients.«

»Mal sehen«, erwiderte John ausweichend.

Kala zog sich diskret zurück.

Fatima begann mit ihrem Tanz.

Das Mädchen war eine Klasse für sich. Und sie bewegte die Schultern, den Oberkörper, Arme und Beine in unendlicher Harmonie.

Das durchsichtige Gewand drehte sich um ihren Körper, wurde hochgewirbelt und gab den Bauch frei, in dessen Nabel ein hochkarätiger Diamant funkelte.

Nur ein Scheinwerfer streute sein Licht auf die kleine Tanzfläche. Er wechselte von Sekunde zu Sekunde die Farbe. Mal rot, dann grün, ging über ins Blaue und verharrte in einem sanften Türkis.

Die Combo sorgte für die Background-Musik. Dumpfer, kaum zu vernehmender Trommelwirbel, dazwischen das Spiel einer Flöte.

Fatima warf den ersten Schleier mit einer gleitenden Bewegung von sich. Nur langsam senkte er sich dem Boden entgegen. Dort blieb er liegen wie eine große Fahne.

»Ich denke, das ist ein Schlangentanz!« flüsterte Kommissar Mallmann.

»Abwarten.«

Fatima ging in einen Spagat. Sie beugte ihren jetzt bloßen Oberkörper vor und berührte mit den Lippen ihre rechte Fußspitze. Dann drehte sie sich auf dem Boden herum, warf das lange dunkle Haar nach hinten, stützte sich mit beiden Händen ab und baute eine Brücke. Fatima hatte kleine feste Brüste. Überhaupt war sie ein blutjunges Ding, höchstens neunzehn Jahre alt.

Fatima ließ in ihrer Brückenstellung den Unterleib kreisen. Der Diamant in ihrem Nabel blitzte und funkelte.

Niemand der Gäste sprach ein Wort. Alle waren sie fasziniert von Fatimas Tanz.

Plötzlich waren die Schlangen da. Selbst John Sinclair hatte nicht gesehen, woher die Tiere kamen.

Drei, vier, nein, fünf Schlangen zählte er. Jede war armlang. Sie glitten über Fatimas Körper, berührten Beine, Arme, Hände und Füße. Sie waren überall gleichzeitig. Sogar auf dem Gesicht.

Die Musik wurde schneller, lauter.

Fatimas Tanz ekstatischer.

Der Rhythmus peitschte sie vom Boden hoch, ließ sie immer wildere Figuren tanzen.

Und die Schlangen machten mit. Sie schienen an Fatimas Körper zu kleben. Fatima hatte die Arme erhoben, die Hände ineinander verschränkt, den Kopf in den Nacken geworfen und bewegte sich wild und ungezügelt über die Tanzfläche.

Sie kam auf die Bar zu.

Will Mallmann räusperte sich. »Der Besuch gilt dir«, raunte er. »Denk daran, was dieser Kala gesagt hat. Fatima ist scharf auf dich.« Mallmann lachte glucksend.

John widersprach dem Kommissar nicht. Aber ihm war auch nicht wohl bei diesem Tanz. Vor allen Dingen bereiteten ihm die Schlangen Unbehagen.

Er hatte auch nicht die mißtrauischen Blicke vergessen, mit denen ihn Kala gemustert hatte.

Jetzt hatte Fatima die Bar erreicht. Ihre Bewegungen waren langsamer, aber eindeutiger geworden. Ihre Blicke versprachen dem Geisterjäger alles.

In Johns Gehirn klingelten die Alarmglocken.

Er rutschte von seinem mit Fell bespannten Hocker.

Nur noch drei Schritte trennten Fatima von dem Oberinspektor. Hinter der Bar stand der Mixer. Er atmete mit offenem Mund. Seine Augen hatten sich zu Schlitzen verengt. Wußte er vielleicht, was Fatima vorhatte?

Die Tänzerin streckte ihre Arme nach dem Geisterjäger aus.

Komm, komm zu mir, lockten ihre Blicke.

Fatimas Hände suchten Johns Gesicht. Von ihren Schultern her ringelten sich die Schlangen den Fingerspitzen entgegen. Sie würden John ebenfalls berühren – und zubeißen?

Fatima lächelte, öffnete den Mund…

Und da sah John die kleine Schlange, die sich zwischen ihren Zähnen bewegte.

Dem Geisterjäger war plötzlich klar, daß man einen Anschlag auf ihn vorhatte.

Er reagierte innerhalb der nächsten zwei Sekunden…

***

Die Rothaarige zögerte nicht einen Herzschlag lang. Sie schlug sofort zu.

Ralf Brandner sah das Blitzen der Schneide, warf sich instinktiv zurück und spürte einen mörderischen Schmerz an der Brust.

Die Axt hatte ihn gestreift!

Hart fiel der junge Mann zu Boden. Er war nicht tot, er wurde auch nicht bewußtlos, nein, er bekam mit überraschend klarer Deutlichkeit die weiteren Geschehnisse mit.

Die Rothaarige stürzte ihm nach. Wieder schwang sie die Axt, um Ralf Brandner damit tödlich zu verletzen.

Ralf rollte sich zur Seite. Er wirbelte ein paarmal um die eigene Achse, bis er schließlich von einer Wand aufgehalten wurde.

Aber Ralf hatte es nicht nur mit einem, sondern mit zwei Mädchen zu tun.

Und die Gefährlichkeit der Gegnerinnen wurde ihm immer deutlicher.

Wild stürzte sich Yvonne auf ihn. Ralf Brandner versuchte, den Single Action herumzureißen, doch Yvonne war schneller. Sie schlug ihre Zähne in sein Handgelenk.

Ralf Brandner brüllte wild. Er wollte die Frau von sich stoßen; doch plötzlich sah er in ihr Gesicht.

Und der Anblick schockte ihn.

Yvonne hatte das Gesicht einer alten Frau. Gräßlich war es anzusehen. Unzählige Falten kerbten die Haut. Sie hatten sich tief darin eingegraben. Und in den Augen spiegelte sich Mordlust, die Ralf einen Schauer über den Rücken jagte.

Yvonne gelang es, Ralf Brandners Handgelenk gegen die Wand zu schmettern. Der junge Mann ließ die Waffe fallen. Er konnte den linken Arm anwinkeln und ihn gegen den Hals der wahnsinnigen Furie pressen.

Yvonne wurde zurückgedrängt.

Jetzt griff auch die Rothaarige ein. »Laß ihn mir!« kreischte sie. »Laß ihn mir!«

Sie war toll geworden. Sie wollte ihr Opfer. Und das sollte Ralf Brandner sein.

Yvonne sprang auf. Sie kreiselte sofort herum, streckte ihren Arm aus und deutete auf die Rothaarige. »Ja, töte ihn! Ja, töte ihn!«

Grell lachend sprang die Rothaarige vor. Sie hörte auf den Namen Miriam, und ihre Mordlust kannte in diesen Augenblicken keine Grenzen.

Doch Ralf Brandner war durch seine Arbeit bei der Polizei gestählt worden. Er hatte sich wieder gefangen und reagierte.

Blitzschnell schossen seine Beine vor. Miriam – schon im Sprung – nahm den Tritt voll. Sie segelte durch das halbe Zimmer, prallte gegen die offenstehende Tür und warf sie ins Schloß.

Ralf Brandner schnellte auf die Füße.

Flucht! Das war sein einziger Gedanke. Nur raus aus dieser verdammten Hölle! Diese Frauen waren vom Teufel besessen.

Er stolperte los. Zufällig blickte er in den unter der Decke hängenden Spiegel. Ralf erschrak bis ins Mark.

Die Axt hatte ihm das Jackett zerfetzt, den Pullover aufgerissen und seine Haut gestreift. Die Wunde brannte wie Feuer. Aber darum kümmerte sich der junge Mann nicht.

Mit einem Rundschlag machte er sich den Weg zur Tür frei. Yvonne fiel dabei auf ihre Freundin und riß diese wieder mit zu Boden.

Ralf Brandner stürzte auf den Gang. Er wandte sich nach rechts, der anderen Seite der Treppe zu.

Mehr stolpernd als laufend hastete er auf die Stufen zu.

Hinter ihm wurde die Tür zu Yvonnes Zimmer aufgerissen.
Miriam sprang in den Flur. Mit ihrer Axt.
Kreischend und wild fluchend nahm sie die Verfolgung auf.
Ralf hatte schon die. Treppe erreicht. Die ersten drei Stufen nahm er im Sprung. Die Geräusche aus der Bar hörte er nur im Unterbewußtsein. Seine suchenden Hände fanden ein Geländer, hielten sich daran fest.
Die nächsten Stufen!
Ralf Brandner rannte, hetzte, stolperte.
Aus der Bar ertönte Geschrei. War man auf ihn aufmerksam geworden?
Der junge Mann wollte etwas sagen, seine Not hinausschreien, doch die Stimme versagte ihm.
Und Miriam holte auf. Schon hatte sie den Anfang der Treppe erreicht. Wie von einem Prellbock gestoppt blieb sie stehen.
Nur in Umrissen sah sie den Körper des Fliehenden. Wenn sie jetzt losrannte, würde sie ihn nicht einholen können, bevor er die Bar erreichte.
Aber sie hatte noch die Axt!
Hoch riß Miriam den rechten Arm. Im nächsten Augenblick fegte das mörderische Werkzeug auf Ralf Brandners ungeschützten Rücken zu…

***

Der Geisterjäger sprang zurück, und noch im Sprung riß er den mit Fell bespannten Hocker hoch.
Die Sitzfläche knallte der Schlangenfrau unter das Kinn. Fatimas Gesicht verzerrte sich, die Zähne klackten zusammen, dann fiel sie nach hinten.
John wirbelte sofort herum.
Kommissar Mallmann hatte die Situation so rasch gar nicht erfaßt. Er fühlte sich plötzlich von John Sinclair gepackt und vom Hocker gerissen.
Ehe John sich jedoch wieder der Schlangenfrau zuwenden konnte, tauchte Kala auf. Wie ein Blitz war er hinter dem Tresen hervorgeschossen und stellte sich schützend zwischen John und Fatima.
In seinen Augen loderte es. »Was soll das bedeuten?« fuhr er John Sinclair an. »Sind Sie denn wahnsinnig geworden?«
Auch die anderen Gäste waren aufmerksam geworden. Sie hatten sich aus ihren Sesseln erhoben, standen zusammen mit den Mädchen am Durchgang zum Barraum und starrten John Sinclair finster an.
»Ich verlange von Ihnen eine Erklärung«, sagte Kala. »Und dann möchte ich, daß Sie und Ihr Freund das Haus verlassen. So etwas ist hier noch nie vorgekommen. Ihren Clubbeitrag können Sie

zurückhaben.« Kala griff in die Tasche, holte die Scheine hervor und warf sie vor dem Oberinspektor auf den Fußboden.

John krauste die Stirn. Er war ruhig geblieben. Bis jetzt. Doch durch Kalas Auftritt hatte sich die Lage grundlegend verändert.

»Sie werden sich denken können, daß ich nicht nur aus Spaß so reagiert habe, Herr Kala«, gab John Sinclair scharf zurück. »Ich hatte meine Gründe.«

»Welche?«

»Ihre Tänzerin ist auf mich angesetzt worden. Sie kam nahe an mich heran, und als sie ihren Mund öffnete, schimmerte zwischen ihren Zähnen der Kopf einer Schlange.«

Kala lachte gekünstelt auf. Er wandte den Kopf. »Haben Sie das gehört, meine Herren? Zwischen ihren Zähnen soll sich eine Schlange befunden haben. Das ist ja lächerlich.«

»Schmeißen Sie den verdammten Typ doch endlich raus!« röhrte ein fetter Kerl. Er hatte seine Hände um die Brüste eines Mädchens gelegt. An drei Fingern funkelten Brillanten.

Fatima, um die sich alles drehte, saß auf dem Boden. Sie bedachte den Oberinspektor mit finsteren, haßerfüllten Blicken.

»Also heben Sie Ihr Geld auf, und gehen Sie jetzt!« forderte Herr Kala.

»Nein!« John Sinclair blieb stur.

Kala holte tief Luft. »Muß ich Sie und Ihren Freund erst gewaltsam entfernen lassen?«

John lächelte. »Sie können es ja versuchen!«

Kala wurde unsicher. Nervös nagte er auf seiner Lippe. John konnte nicht ahnen, welche Gedanken sich hinter Kalas Stirn formierten. Der mußte bestimmt dauernd an seinen Auftrag denken, denn noch in dieser Nacht benötigte der Superdämon zwei Opfer. Alles mußte reibungslos über die Bühne gehen. Störenfriede konnte er nicht brauchen. Und auch keine Auseinandersetzung, denn wenn die Männer die Polizei anriefen, dann fiel der Plan ins Wasser.

Ich hätte Fatimas Drängen nicht nachgeben sollen, dachte Kala. Aber sie hatte sich den hochgewachsenen, gutaussehenden, blondhaarigen Mann ausgesucht, um ihn dem Superdämon zu opfern.

Eine verteufelte Situation.

Kala versuchte, klein beizugeben. »Okay, meine Herren«, sagte er, »einigen wir uns friedlich. Ich habe für Ihre Reaktion Verständnis, Herr Sinclair, und bitte, haben Sie auch für die meinige das gleiche. Machen wir es so?«

John schüttelte den Kopf.

Das Lächeln in Kalas Gesicht erlosch. »Was wollen Sie denn noch?« zischte er böse.

»Sie!« John deutete auf die am Boden hockende Fatima. »Ich will sie

haben!«

»Sie wollen mit ihr…?« Kala sprach nicht mehr weiter. Ihm blieb vor Staunen der Mund offenstehen.

Der Geisterjäger winkte ab. »Nicht was Sie denken, mein Lieber. Ich möchte mit Ihrer Tänzerin einen Test machen. Sind Sie einverstanden?«

Kala zögerte mit der Antwort. »Nichts Schlimmes«, beruhigte ihn John.

»Nun gut.« Kala nickte. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können. Alfred!«

Damit war der Kerl hinter der Bar gemeint.

»Ja, Herr Kala!«

»Ich möchte, daß du dabei bist, damit alles mit rechten Dingen zugeht!«

»Sehr wohl.«

Alfred baute sich neben John Sinclair auf, während Kala ein paar Schritte zurücktrat.

Die anderen Gäste kamen neugierig näher. Sie spürten, daß etwas Urigewöhnliches passieren würde. Der dicke Kerl hatte sogar das Mädchen losgelassen. Seine Blicke waren auf John Sinclair fixiert.

Fatima hatte Angst. Deutlich war dies ihrem Gesicht abzulesen. Wie schützend hatte sie beide Arme vor der Brust verschränkt.

John lächelte. »Keine Angst, Ihnen wird nichts passieren. Es ist nur ein kleiner Test.« Der Geisterjäger begann, sein Hemd aufzuknöpfen.

»Wollen Sie hier Striptease machen?« rief der Dicke. »Da kenne ich welche, die das besser können!«

Niemand lachte über die Bemerkung. Kommissar Mallmann fuhr den Kerl an. »Halten Sie Ihren Mund!«

Der Dicke schwieg.

John Sinclair hatte sein Hemd fast bis zum Hosengürtel aufgeknöpft. Das Weiß der Unterwäsche schimmerte auf seiner Brust. Deutlich war ein Kettchen zu erkennen, das um seinem Hals hing.

Und an dem Kettchen war ein Kreuz befestigt.

Ein silbernes Kreuz. Mit magischen Zeichen versehen, die auf einen Dämon oder Halbdämon verheerend wirkten.

John nahm die Kette von seinem Hals.

Die Augen des Mädchens weiteten sich.

Der Geisterjäger ließ das Kreuz vor Fatimas Gesicht pendeln. Hin und her – hin und her…

»Nein!« keuchte Fatima. »Nein. Nehmen Sie das weg, bitte! Weg damit!« brüllte sie plötzlich, warf sich nach hinten auf den Boden, zuckte mit Händen und Füßen und schrie wie verrückt.

John kannte keinen Pardon. Mit der linken Hand hielt er ihren Kopf fest, und mit der rechten preßte er ihr das Kreuz auf die Lippen.

Fatima gurgelte auf.

Und dann geschah etwas Schreckliches. Zwischen ihren Lippen tauchte ein kleiner Schlangenkopf auf. Züngelnd schoß die winzige Zunge hervor. Zuckend schob sich der Leib nach.

Das Mädchen war besessen! John Sinclair brauchte keinen anderen Beweis mehr. Er berührte die Schlange mit dem Kreuz. Es zischte, und dann war der Schlangenkörper vergangen.

Noch immer wehrte sich das Mädchen. John Sinclair hielt eisern fest. Noch vier Schlangen traten aus Fatimas Mund hervor. John Sinclair zerstörte sie.

Er sah nicht, daß Kala ihn beobachtete. Der Schwarze Tod wußte plötzlich, daß er sich mit diesem Mann ein Kuckucksei ins Nest gelegt hatte. Auch er verspürte die Wirkung des Kreuzes. Der Anblick allein schwächte ihn. Er zog sich weiter zurück, tiefer in das Halbdunkel der Bar hinein.

Und während John Sinclair die Bannsprüche sprach, gab Kala seinem Diener Alfred ein Zeichen. Er drehte nur den erhobenen Daumen nach unten.

Alfred nickte, wandte sich um und versuchte, in den Rücken des Geisterjägers zu gelangen. Wie nebenbei nahm er mit der linken Hand einen Eispickel mit.

Niemand der Gäste achtete auf ihn. Sie hatten nur Augen für John Sinclair und das Mädchen. Einige Gesichter zeigten Unverständnis. Anderen jedoch schien ein Licht aufgegangen zu sein. So harmlos, wie Kala es geschildert hatte, schien dieses Mädchen nun doch nicht zu sein.

Alfred hielt den kleinen Eispickel in der rechten Faust. Mit diesem Mordinstrument war er ein Meister. John Sinclair wäre nicht der erste gewesen, den er damit umgebracht hatte.

Alfred stand jetzt hinter John.

Ein böses Lächeln umspielte seine Lippen.

Gebeugt trat John vor Alfred. Sein Nacken lag frei. Ein Schlag, und dieser Sinclair würde im Jenseits aufwachen.

Alfred hob die Hand.

Gleich – gleich würde er zuschlagen.

Da spürte er einen schmerzhaften Druck im Rücken. Alfred erstarrte in seiner Bewegung.

Gleichzeitig fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Du hast den Freund vergessen.

»Was ich hier in der Hand halte, ist eine Pistole!« raunte Kommissar Mallmann scharf. »Und ich bin schneller damit als du mit deinem Eispickel, du verdammter Bastard! Laß das Ding fallen!«

Alfred zögerte noch. Keiner der Gäste hatte etwas von dem Vorfall bemerkt.

Mallmann verstärkte den Druck mit der Waffe. »Wird's bald!«
Alfred ließ den Eispickel fallen. Der Teppich schluckte das Geräusch des Aufpralls.
Kommissar Mallmann atmete auf. Er ließ die Waffe sinken.
»Darf ich mich umdrehen?« fragte Alfred.
»Meinetwegen.«
Der Mixer wandte sich um. Will Mallmann sah, daß er irgendeine Gemeinheit vorhatte. Alfred spannte die Muskeln, bereitete einen Angriff vor.
Der Kommissar kam ihm zuvor. Die Linke kam voll, wie ein Dampfhammer. Alfred, der heimtückische Mörder, wurde am Unterkiefer getroffen und so heftig gegen den Handlauf der Bar geschleudert, daß ein paar Gläser umkippten. Alfred verdrehte die Augen und legte sich schlafen.
Natürlich war der Kampf nicht ohne Lärm über die Bühne gegangen.
John Sinclair kreiselte herum. Gäste und Mädchen starrten fassungslos auf den Kommissar.
Mallmann bückte sich und hob den Eispickel auf. Er hielt ihn hoch. »Damit wollte er dich anbohren, John. Nicht die feine englische Art«, meinte der Kommissar.
John Sinclair gestattete sich ein Grinsen. »Ich wußte gar nicht, daß du so einen Schlag hast, Will«, meinte er.
Ich bis heute auch nicht. Der Kommissar hielt noch immer seine Waffe in der Hand. Nach einer Schrecksekunde steckte er die Pistole hastig weg.
John hatte sich inzwischen um das Mädchen gekümmert. Fatima war in einen tiefen Schlaf gefallen. Der Geisterjäger hatte die Dämonen, die in ihr steckten, vertrieben.
Was war mit Fatimas Kolleginnen? Von welchen Geistern und Dämonen waren sie besessen?
Diese Gedanken gingen dem Oberinspektor durch den Kopf, als er Fatima auf eine neben dem Treppenaufgang stehende Couch legte. Die Bewußtlose sank tief in den roten Polstern ein.
Der Geisterjäger hatte vor, die Bar räumen zu lassen. Die Gäste befanden sich in unmittelbarer Gefahr. Ein Mädchen brauchte nur einmal durchzudrehen, dann konnte es um einen der Männer geschehen sein. Vielleicht war der Wahnsinn noch das Harmloseste, was den betroffenen Männern drohte.
John fiel auf, daß Kala verschwunden war. Er erkundigte sich bei Kommissar Mallmann, aber der hatte den Barbesitzer auch nicht gesehen.
»Verdammt, ausgerechnet der ist verschwunden!« knurrte John. »Gut«, sagte er einen Moment später, »dann werde ich mich um die Gäste kümmern. Wir müssen sie…«

John Sinclair verstummte. Aus dem oberen Stockwerk hatte er Schreie und Lärm gehört.

Ehe ein anderer reagieren konnte, jagte John zur Treppe.

Im gleichen Augenblick sah er Ralf Brandner. Der junge Mann stolperte keuchend und schreiend die Stufen herunter. Er hielt sich krampfhaft am Geländer fest, um nicht zu stürzen.

Aber noch eine Person sah der Oberinspektor.

Ein rothaariges Mädchen.

Es tauchte hinter Brandner auf, hielt irgend etwas in der Hand und warf den Gegenstand jetzt mit tödlicher Präzision auf den fliehenden Ralf Brandner zu…

Im Bruchteil einer Sekunde wurde John Sinclair klar, welch ein Gegenstand durch die Luft und auf Ralf Brandner zufegte.

Eine Axt!

»Ralf!« brüllte der Geisterjäger. Brandner hörte ihn zwar, verstand die Warnung aber nicht.

Die Axt traf.

Mit tödlicher Präzision.

Ralf Brandner stolperte noch eine Stufe vor, riß die Arme hoch und fiel die letzten vier Stufen der Treppe herunter. Auf dem Bauch blieb er liegen.

Grauen und Entsetzen machten sich breit. Einer der Gäste stieß ein lautes Stöhnen aus. Ein anderer hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schüttelte immer wieder den Kopf.

Die Mörderin stand auf der Treppe. Das lange Haar floß auf ihre Schultern. Sie hatte die Arme angewinkelt, die Hände zu Fäusten geballt und den Körper dabei ein wenig zurückgebeugt. Sie lachte lauthals.

Ja, sie lachte über den grausamen, gemeinen und hinterhältigen Mord!

Da preschte John Sinclair los. In ihm war eine Sicherung durchgebrannt. Er schrie dem Kommissar noch zu, daß er sich um die Gäste kümmern solle, als er schon die ersten drei Stufen genommen hatte. Wie ein Blitz fegte er die Treppe hoch.

Das Gesicht der Rothaarigen zeigte Überraschung, aber auch Angst.

Urplötzlich machte sie auf dem Absatz kehrt und rannte in den Gang hinein.

John nahm die letzten vier Stufen mit einem gewaltigen Sprung.

Die Rothaarige hatte einen relativ großen Vorsprung. Sie blickte sich hastig um, sah den Geisterjäger und schrie: »Yvonne!«

Eine Tür flog auf.

Dann stand Yvonne im Gang.

Bewaffnet!

Den schweren Single Action hielt sie mit beiden Händen

umklammert. Ihr uraltes faltiges Gesicht war eine Grimasse des Hasses. Die rothaarige Mörderin riß ihr die Waffe aus der Hand und wirbelte herum.

Und sie feuerte.

Die schwere Waffe wummerte auf.

Zweimal spie sie das mörderische Blei.

Obwohl sie den Colt mit beiden Fäusten festhielt, tanzte er in ihren Händen.

John Sinclair sah die handlange Mündungsflamme aus dem Lauf stechen, warf sich mit einem gewaltigen Sprung zu Boden und hörte die schweren Geschosse pfeifen.

Der Geisterjäger stand jetzt an der Flurwand, stieß sich ab und tauchte in eine Türnische.

Wieder krachte der Single Action.

Dicht vor Johns Nase wurden Holzsplitter aus der Füllung gesprengt. Der Oberinspektor zog den Kopf ein. Trotzdem setzte sich ein Splitter wie ein Widerhaken in seinem Nacken fest.

John verzog das Gesicht. Er hatte keine Lust, sich von einem wildgewordenen Weib abschießen zu lassen. Er würde, ja, er mußte das Feuer erwidern.

John zog seine Beretta.

Mit einem Auge peilte er um die Türfüllung herum. Der Gang, durch Rotlicht erhellt, bot nicht gerade das beste Büchsenlicht. Aber John hatte schon bei schlechterer Beleuchtung geschossen – und getroffen!

Die Mörderin stand noch im Gang. Sie fühlte sich wohl sehr sicher, hielt nach wie vor den Single Action umklammert.

John zielte auf die Beine.

Trocken bellte die Beretta. Silberkugeln waren nicht nur für Dämonen tödlich, sondern auch für normale Menschen, falls sie richtig trafen. Und Johns Geschoß traf.

Die Rothaarige knickte zusammen. Sie versuchte, sich noch an der Wand festzuhalten, faßte jedoch daneben und rutschte ab. Heulend und greinend fiel sie auf den Boden und bedeckte mit beiden Händen die Wunde.

Wie ein Blitz war John aus seiner Deckung. Drei gewaltige Sätze brachten ihn zu der Mörderin.

Miriam versuchte, sich noch herumzuwälzen und die Waffe auf John Sinclair zu richten, doch ein harter Tritt fegte ihr den Revolver aus der Hand.

Dann war der Geisterjäger am Zug.

Hart warf er sich auf die Rothaarige und preßte sie mit seinem Gewicht an den Boden.

Miriam kratzte und biß wie ein wildes Tier. John konnte den langen Nägeln nicht immer entwischen. Blutige Spuren zeichneten sein

Gesicht.
Miriam fluchte, keuchte und schrie. Sie hatte ihren Mund weit aufgerissen. Dann wollte sie John anspucken: Der Geisterjäger drehte ihren Kopf zur Seite.
Der Kampf dauerte wenige Sekunden. Und John war es schließlich leid.
Er schlug mit der Handkante zu.
Die Rothaarige seufzte noch einmal und wurde bewußtlos.
Kopfschüttelnd stand der Geisterjäger – auf. Den Single Action steckte er ein.
Dann begab er sich in das Zimmer, aus dem Yvonne gekommen war.
Der blonde Tiger stand mit dem Rücken an der Wand neben dem abgedunkelten Fenster. Ihr Gesicht erschien dem Oberinspektor noch schrecklicher. Es schien grauer geworden zu sein. Eine Fratze wie aus einem Horrorfilm.
Abwehrend streckte sie beide Arme vor. Dabei spreizte sie die Finger auseinander. »Komm nicht näher!« kreischte sie. »Keinen Schritt, oder du wirst es bereuen.«
Der Geisterjäger dachte gar nicht daran, dieser Aufforderung nachzukommen. Er ging auf Yvonne zu, packte ihr Handgelenk und zog sie an sich. Noch in der Bewegung nahm John Sinclair die Frau in den Polizeigriff.
»So«, sagte er. »Wir gehen nun gemeinsam nach unten, und dort werden Sie mir einige Fragen beantworten.«
»Gar nichts werde ich!« keifte die blonde Yvonne. »ER wird dich schon strafen!«
John horchte auf. »Wer ist er? Kala?«
Yvonne lachte. »Was weißt du denn schon«, kreischte sie. »Was weißt du schon!«
»Dann erkläre es mir.« John blieb mit seiner Gefangenen vor der Tür stehen.
Yvonne war so von ihrem Haß besessen, daß sie zu jeder Auskunft bereit war. Auch loderte in ihr der Siegeswille wie eine Flamme hoch. Sie war fest davon überzeugt, daß dieser blondhaarige Mann nie gewinnen konnte.
»ER wird bald die Welt beherrschen!« schrie sie. »ER ist der Superdämon. ER hat lange gewartet. Und wir sind es, die IHM eine Rückkehr ermöglichen.«
»Wie heißt denn dieser Superdämon mit richtigem Namen?« Johns Frage klang spöttisch, doch tatsächlich machte sich der Geisterjäger große Sorgen.
Er hatte schließlich nicht zum erstenmal mit Geschöpfen aus der Finsternis zu tun. Er wußte, zu welchen Greueltaten sie fähig waren, und er wußte auch, welcher Tricks und Mittel sie sich bedienten, um

in der normalen Welt existieren zu können. Immer wieder fanden sie Helfershelfer. Menschen, die sich in ihren Bann ziehen ließen und die dann nur dem Bösen dienten.

Über allen Dämonen jedoch stand Satan, auch Asmodis oder der Fürst der Finsternis genannt. Er zog im Verborgenen seine Fäden und schickte seine Diener aus, um die Erde zu unterjochen.

Es gab nur wenige Männer, die dies erkannt hatten. Zu diesen gehörten auch John Sinclair und dessen Freunde sowie ein Mann namens Professor Zamorra, der mit seiner reizenden Sekretärin ebenfalls den Mächten des Bösen den Kampf angesagt hatte.

Aber diese Männer waren selten und wurden von einer Welt, die sich aufgeklärt nannte, oft verlacht.

John Sinclair hatte sich daran gewöhnt. Er hatte aber auch schon Zweifler auf seine Seite gezogen. Einer der Zweifler war Kommissar Mallmann gewesen.

Yvonne begann zu lachen. »Seinen Namen willst du wissen? Unmöglich! Wer ihn ausspricht, ist verloren, glaube mir. Ich kenne ihn selbst nicht. Ich weiß nur, daß ER für uns da ist.«

»Dann habt ihr ihm die Männer in die Arme getrieben«, vermutete John Sinclair.

»Ja, so ist es. Diese dummen Laffen kamen her und wollten den Himmel auf Erden. Die Hölle haben sie bekommen. Nur die Hölle. Erst vor wenigen Tagen noch habe ich einen dieser Kerle zu IHM geschickt.«

»Der Mann hieß nicht zufällig Paul Brandner?« fragte John.

»Doch! Paul nannte er sich.«

»Und der junge Mann, den deine rothaarige Freundin getötet hat, ist sein Sohn«, erwiderte John scharf.

Yvonne lachte wieder. »Dann bleibt ja alles in der Familie!«

John war über diese Abgebrühtheit entsetzt. Doch er ließ sich nichts anmerken, sondern fragte mit ruhig klingender Stimme weiter.: »Was geschieht mit den Opfern, die ihr zu IHM bringt?«

»ER nimmt sie in sich auf!«

»Wie soll ich das verstehen?«

»ER braucht ihren Geist, ihren Verstand. Mit jedem Opfer, das ER bekommt, erfährt ER ein Stück mehr von dieser Welt. ER muß schließlich Erfahrungen sammeln, um existieren zu können. Noch zwei Opfer, dann ist es endlich geschafft!«

»Welche Rolle spielt dieser Kala?« wollte John wissen.

»Er ist der Diener des Superdämons. Unter dem Namen Kala kennen Sie ihn nur. Von uns wird er der Schwarze Tod genannt.«

»Warum?«

»Das wirst du selbst noch merken, du Bastard!«

»Okay. Für den Anfang reicht es«, sagte John. Er schob Yvonne auf

die Tür zu und in den Gang hinaus.
Miriam war noch immer bewußtlos. Sie würde es auch noch eine Weile bleiben. John kannte seine Schläge.
So rasch es ging, schritt er mit Yvonne den Gang hinunter. John wunderte sich, daß er keine Musik und keine Stimmen hörte. Hastig lief er mit Yvonne die Stufen hinunter, erreichte die Bar und blieb wie angewurzelt stehen.
Die Bar war leer!
Zwei Sekunden benötigte John, um sich wieder zu fangen. »Wo sind sie?« herrschte er Yvonne an.
»Sie wird dir keine Antwort geben können«, vernahm John Sinclair eine Stimme.
Aus dem Hintergrund der Bar löste sich eine Gestalt. Es war Kala. Er trug noch immer die gleiche Kleidung, doch auf seinen Schultern wuchs ein schwarzer Totenschädel.
Kala war – der Schwarze Tod…

***

John Sinclair war gerade verschwunden, als sich die Situation in der Bar schlagartig änderte.
Die Mädchen spielten verrückt. Hatten die drei noch vor wenigen Minuten in den Armen ihrer Kavaliere gelegen, so stießen sie sie jetzt zur Seite.
Die Männer wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie protestierten, doch da wurden die Liebesdienerinnen handgreiflich.
Helga, Claudine und Pascal hießen sie. Von einem Augenblick zum anderen drang der dämonische Trieb in ihnen an die Oberfläche, ließ sie zu mörderischen Furien werden.
Helga, wegen ihrer rehbraunen Augen auch die Sanfte genannt, war plötzlich über und über mit grünen Schuppen besetzt. Fauchend ging sie auf ihren Freier los. Der Dicke flüchtete angstschlotternd in den hintersten Winkel der Bar.
Pascal und Claudine knurrten wie Wölfe. Ihre Augen strahlten plötzlich in einem dunklen Rot, in dem die gesamte Bosheit und Niedertracht der Hölle schimmerten.
Kommissar Mallmann stand auf verlorenem Posten. Er konnte den Überblick nicht mehr behalten. Er wollte sich eins der Mädchen schnappen, doch Alfred – er war inzwischen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht – versperrte ihm den Weg.
Mit einem harten Schlag fegte er dem Kommissar die Waffe aus der Hand. Gleichzeitig schlug er Mallmann die Faust in den Magen, so daß der Kommissar in die Knie ging und verzweifelt nach Luft schnappte.
Da tauchte Kala auf.
Der schwarze Totenschädel saß wie festgefroren auf seinem Hals. Nur

die weißen, perlmuttartig schimmernden Augen bildeten einen starken Kontrast zu dem schwarzen Totenschädel.

Alfred hielt schon die rechte Hand zur Karatefaust gekrümmt. Er wollte mit einem Hieb alles beenden, doch Kalas Worte hielten ihn zurück.

»Nicht!«, rief er. »Ich verbiete es dir!« Alfred ließ die Hand sinken.

Mit barscher Stimme verschaffte sich der Schwarze Tod Ruhe. Die drei Mädchen hatten die Freier zusammengedrängt. Ängstlich drängten sich die Männer in eine enge Nische. Der Dicke greinte vor Wut und Angst.

»Stellt euch an die Treppe!« befahl Kala.

Die Mädchen gehorchten sofort. Sie nahmen ihre Freier mit, die sich willenlos ziehen ließen. Wie Puppen taumelten sie hinter den Mädchen her.

Sie versammelten sich vor der Treppe. Kommissar Mallmann, der noch immer unter den Schlägen litt, wurde von Alfred mitgezogen.

Kala lächelte. Er war zufrieden. Der Superdämon würde seine Opfer bekommen. Mehr als er erwarten konnte.

Kala ging zur Bar zurück und drückte auf einen unter dem Handlauf versteckten Knopf.

Die Plattform senkte sich einer finsteren Tiefe entgegen…

Sekundenlang maßen sich die beiden ungleichen Gegner, mit Blicken, John Sinclair schaute über den Kopf seiner Gefangenen hinweg. Yvonne hing gebückt in seinem Griff, das lange Haar berührte fast den Boden.

Kala ging noch ein paar Schritte weiter und lehnte sich dann mit dem Rücken gegen den Handlauf der Bar.

»Wer bist du wirklich?« fragte er. »Doch nicht ein vernachlässigter Ehemann, der hier sein Vergnügen sucht?«

Es sah seltsam aus, wenn Kala sprach. Der offenstehende Mund bewegte sich nicht. Er blieb starr. Der Totenschädel glich einer Maske.

John gestattete sich ein hartes Lächeln. »Du bekommst eine Antwort, wenn du mir verrätst, wo ich meinen Freund und die anderen Gäste finde.«

Der Schwarze Tod hob die Schultern. »Warum nicht. Sie sind unter dir. In den Gewölben des Schreckens. Du wirst keine Chance mehr haben, sie zu befreien. Pech für dich.«

John nickte. »Okay«, sagte er. »Auch ich werde dir eine Antwort geben. Ich heiße John Sinclair, bin aber in deinen Kreisen besser bekannt unter dem Namen Geisterjäger. Bisher habe ich noch jeden Dämon besiegt, und ich sehe nicht ein, warum ich dich laufen lassen soll. Das Mädchen hier ist ein Faustpfand. Sie ist keine Dämonin. Schon allein wegen ihr werde ich dich zur Strecke bringen müssen. Wenn du nicht mehr bist, werden auch die Mädchen von deinem

satanischen Geist befreit. So sieht die Sachlage aus.«

John trug bewußt dick auf. Er wußte aus Erfahrung, daß Dämonen oft eitel waren. Das hatten sie mit vielen Menschen gemeinsam. Und auch der Schwarze Tod bildete da keine Ausnahme.

Er lachte hohl. »Nichts – aber auch gar nichts wird dich noch retten, Geisterjäger. Und wenn du glaubst, daß ich auf die Mädchen Rücksicht nehme, dann hast du dich geirrt. Sie sind für mich Werkzeuge, die man nach Verschleiß wegwirft. Gegen mich und den Superdämon hast du keine Chance, John Sinclair. Du wirst ebenfalls in dem Gewölbe landen, und dort wird der Superdämon dir dein Gehirn leersaugen. Er wird sich mit deinem Wissen voll pumpen. Einer wie du es bist, hat ihm noch gefehlt.«

John ahnte die Gefahr. Er versuchte, Yvonne entgegenzugehen, doch Kala war schneller.

Sein rechter Arm schoß vor. Geblendet schloß John Sinclair die Augen.

Im gleichen Augenblick schrie Yvonne gellend auf. John spürte ihr Gewicht nicht mehr. Als er die Augen aufriß, war Yvonne verschwunden. Nur noch Asche regnete dem Boden entgegen.

Der Schwarze Tod hatte ihm seine Stärke bewiesen.

Wieder schnellte sein Arm vor.

Da setzte John alles auf eine Karte.

Wenn er schon sterben sollte, dann wollte er kämpfend untergehen. Er zog seine Beretta.

Kala lachte. »Laß es sein, Geisterjäger, es hat keinen Zweck. Mit Silberkugeln bin ich nicht zu töten!«

»Wir werden sehen!« knirschte John. Er zog durch. Einmal, zweimal.

Die Kugeln fegten auf den Schwarzen Tod zu, doch eine Handspanne vor seinem Körper stoppten sie und verglühten wie ein Komet, der in die Atmosphäre der Erde gerät.

John ließ die Waffe sinken.

Der Schwarze Tod schüttelte den hässlichen Schädel. »Ich könnte dich töten, Geisterjäger. Jetzt und hier. Aber ich nehme davon Abstand. Der Superdämon soll dich haben. Die tiefste Hölle wird dich fressen, du Wurm, der du es gewagt hast, dich den Mächten aus dem Schattenreich entgegenzustellen!«

Kala zeichnete zwei Kreise in die Luft. Im gleichen Augenblick schwebten die Kreise auf den Oberinspektor zu, schlossen ihn ein. Funken sprühten. John wollte den Kreis verlassen, doch die magische Sperre hinderte ihn daran.

»Gute Höllenfahrt, John Sinclair«, rief der Schwarze Tod, drückte auf den verborgenen Knopf und ließ damit die Plattform langsam in die Tiefe fahren.

Verzweifelt bemühte sich John, den Kreis zu verlassen. Es ging nicht.

Die Magie war zu stark.
Finsternis, tiefschwarz wie Tinte, umgab den Oberinspektor. Kein Lichtschimmer erhellte den Raum. Die Umgebung war dunkel, drohend und gefährlich.
Der Geisterjäger hatte sich geduckt. Noch immer fuhr die Plattform nach unten.
Was würde ihn erwarten?
Er hatte auch keine Ahnung, wie er seinem Gegner gegenübertreten sollte. Als Waffen besaß er nur seine Beretta, deren Magazin nicht einmal mehr voll war, und sein geweihtes Kreuz. John hatte das Kreuz jetzt offen vor der Brust baumeln. Er hoffte doch, daß es Schutz bieten würde.
Der Oberinspektor dachte auch über die Begegnung mit dem Schwarzen Tod nach. Er hielt diesen Dämon für äußerst gefährlich, ja, unter Umständen für noch gefährlicher als den Superdämon.
Der Schwarze Tod war intelligent. John nahm es ihm ohne weiteres ab, daß er durch die Geschichte beeinflußt war und deshalb Angst und Verderben heraufbeschworen hatte.
Wie sollte das noch enden?
John wühlte in seinen Taschen. Er fühlte den Druck an der linken Hüfte, tastete mit der Hand danach und hatte die Taschenlampe zwischen den Fingern.
Ein kleiner Hoffnungsschimmer!
John Sinclair hakte die Lampe ab. Er nahm sie in die rechte Hand und schaltete sie ein.
Messerscharf teilte der helle Lichtstrahl die Dunkelheit. John hielt die Lampe gesenkt und sah, daß der Schein einen weißen Fleck auf den Boden malte.
Die Plattform ruckte. John wurde davon überrascht und hatte Mühe, das Gleichgewicht zu behalten.
Dann stand der provisorische Aufzug.
Der Geisterjäger atmete auf.
Er verließ die Plattform und spürte den feuchten Steinboden unter seinen Schuhen. Der Geisterjäger ließ die Lampe kreisen.
Er befand sich in einem riesigen unterirdischen Gewölbe, das in mehrere Hallen aufgeteilt war. Rundbögen stützten die Decke ab.
Hin und wieder fielen Wassertropfen dem Boden entgegen. Sie zerplatzten mit einem pitschenden Geräusch.
John Sinclair blieb stehen und lauschte. Er wollte herausbekommen, wo Kommissar Mallmann und die anderen Gefangenen waren. John glaubte auch, ganz entfernt Stimmen zu hören. Sie klangen jedoch zu leise, um etwas verstehen zu können.
Auch war es John nicht klar, aus welcher Richtung die Stimmen kamen. Die Weite des Gewölbes verzerrte die Laute zu sehr.

Der Geisterjäger ging einfach geradeaus weiter, schritt tiefer hinein in diese Hallen. Irgendwann würde er schon auf die Gefangenen stoßen.

Hoffentlich fand er sie noch lebend vor. Das war seine große Sorge. Das Gewölbe schien ungeheuer groß zu sein. John hatte das Gefühl, überhaupt nicht weiterzukommen. Hätte er nicht die Taschenlampe bei sich gehabt, wären seine Chancen noch kleiner gewesen.

Und die Gefangenen?

John hörte zwar ihre Stimmen, aber lauter und deutlicher geworden waren sie nicht.

Er warf einen Blick auf die Uhr.

In einer halben Stunde war Mitternacht. John konnte sich vorstellen, daß der Superdämon dann auftrumpfen würde. Dämonen hatten immer einen Sinn für das Dramatische.

Der Geisterjäger schlich weiter. Immer wieder leuchtete er mit der Lampe einen Kreis aus. Die Luft hier unten war stickig, roch abgestanden und modrig.

Plötzlich blieb John Sinclair stehen.

Die Stimmen waren lauter geworden. Ein häßliches Lachen drang an seine Ohren.

Es war Frauenlachen!

John deckte den Lampenschein mit der Hand etwas ab und wandte sich nach rechts.

Ein Gang tat sich vor ihm auf, ziemlich breit und einige Meter hoch. Der Geisterjäger konnte aufrecht gehen. Er erkannte den zuckenden Feuerschein vor sich.

John wurde noch vorsichtiger. Er hielt sich dicht an der Wand, hatte die Lampe jetzt gelöscht und schlich auf Zehenspitzen weiter. Zum Glück war der Boden ziemlich eben und auch nicht mit Geröll oder Steinen bedeckt, so daß John sich einigermaßen lautlos anschleichen konnte.

Immer näher kam John Sinclair dem Feuerschein. Jetzt konnte er schon Gestalten erkennen.

Es waren die drei Frauen. Sie hielten sich an den Händen gefaßt und umtanzten die Feuerstelle. Dabei stießen sie wilde Schreie aus.

Die Gefangenen konnte John Sinclair noch nicht entdecken. Er ging auf die Knie nieder und robbte wie ein Rekrut weiter.

Ungesehen näherte er sich dem Ort des Geschehens.

Und dann sah er den Superdämon. John Sinclair stockte der Atem…

***

Kommissar Mallmann lag auf dem feuchten kalten Steinboden. Alfred hatte ihm die Hände gefesselt.

Mit einem Gürtel!

Der Gürtel war jedoch so raffiniert verknotet, daß es Will Mallmann unmöglich war, sich zu befreien. Er konnte die Hände zwar drehen, doch er kam nicht an die Gürtelschnalle heran, um sie zu lösen.

Eine verfluchte Situation!

Den anderen Männern erging es nicht besser. Auch sie lagen gefesselt auf dem Boden wie Will Mallmann.

Die Frauen hatten ein Feuer entzündet. Die Flammen flackerten auf und leuchteten die Felsenhalle aus.

Kommissar Mallmann konnte einen Kamin entdecken, durch den ein kühler Luftzug strich und das Feuer mit frischem Sauerstoff versorgte.

Von dem Dämon hatte der Kommissar noch nichts gesehen!

Bis jetzt befanden sich nur die Gefangenen und die Mädchen in dem Gewölbe.

Doch der Dämon kam.

Urplötzlich platzte der Boden auf. Steine flogen mit lautem Krach zur Seite, polterten gegen die Wände und rollten bis dicht vor die Flammen.

Grauenhafte Geräusche waren zu vernehmen.

Schmatzen, Keuchen und Würgen.

Etwas Weißes, Schleimiges und Durchsichtiges drang aus dem Trichter und schob sich über den Boden.

Auf die sechs Gefangenen zu.

Die Männer lagen dicht an der Felswand. Ihnen blieb keine Chance mehr, nach hinten auszuweichen.

Die Frauen spielten verrückt. Noch wilder umtanzten sie das Feuer. Dabei stießen sie gräßlich anzuhörende Gesänge aus.

Der Schleim kam näher.

Und immer weiter quoll das amöbenhafte Gebilde aus der Öffnung, wuchs von Sekunde zu Sekunde.

Wie festgebannt hing Mallmanns Blick an dem Dämon. Er sah es unter der hellhäutigen Haut pulsieren. Rote Adern, dick wie Schläuche, zogen sich durch das schleimige Etwas. Immer war es in Bewegung, bildete von Sekunde zu Sekunde neue Formen.

Der Schleim breitete sich aus, bildete mehrere Arme, die auf die Gefangenen zukrochen.

Angst hielt die Männer umklammert. Grenzenlose Angst. Die Gefangenen wußten, daß ihre Todesstunde nahe war.

Der Dicke weinte wie ein Kind. Er schrie nach seiner Frau und den Kindern, doch seine Rufe gingen im Geheul der Weiber unter.

Die anderen Männer zitterten ebenso. Zwei von ihnen beteten! Ihre Augen quollen fast aus den Höhlen. Unfaßbar war das Grauen, das sie erlebten.

Der Superdämon wollte seine Opfer!

Zuerst war der dicke Mann an der Reihe.

Der schleimige Arm zuckte plötzlich vor.

»Neiiinnn!« schrie der Dicke, doch der Dämon kannte keinen Pardon. Die Masse schlang sich wie ein Tentakel um den Leib des Menschen. Ein Ruck, und der Dicke schwebte in der Luft.

»Hilfeeee!« Sein Schrei gellte durch das Gewölbe und verhallte. Niemand hörte ihn, niemand half…

Und der Dämon wuchs. Er schraubte sich noch höher, bis er fast die Decke des Felsendoms erreicht hatte. Dann ging er in die Breite. Seine amöbenhafte Gestalt zuckte und pulsierte. Der Tentakel hielt sein Opfer nach wie vor umklammert, er zog es immer weiter auf den Mittelpunkt des Gebildes zu.

Die anderen Gefangenen hielten den Atem an.

Kommissar Mallmann wurde es heiß und kalt zugleich. Er ahnte, daß er das nächste Opfer sein würde, und konnte sehen, was mit seinem Vorgänger geschah.

Der Dicke versuchte sich vergeblich zu befreien. Er strampelte mit Armen und Beinen, schrie verzweifelt. Seine Hände packten nach der schleimigen Masse und verschwanden darin.

Dann war es soweit.

Der Mann sah dicht vor sich den riesigen Körper. Noch einen Meter und er…

Der Gesang der Frauen wurde lauter. Sie hatten sich auf die Knie geworfen, die Arme erhoben und flehten den Superdämon an.

»Nimm ihn!« kreischten sie.

Der Mann schrie nicht mehr. Eine gnädige Ohnmacht hatte ihn umfangen und ersparte ihm weitere Qualen. Er wurde in den Leib des urwüchsigen Gebildes hineingezogen und verschwand darin.

Wieder ertönten die gräßlichen Geräusche.

Kommissar Mallmann schloß die Augen. Er konnte es nicht länger mit ansehen, was dieses Ungeheuer mit seinen Opfern anstellte.

Als Mallmann die Augen wieder aufriß, war alles vorbei. Der amöbenhafte Dämon hatte sein Opfer wieder freigegeben.

Unversehrt!

Aber der Mann war dem Wahnsinn verfallen.

Er lachte, kreischte und tanzte herum.

»Mein Gott«, flüsterte der Mann, der neben dem Kommissar lag. »Ist so etwas denn möglich!«

Alfred stand im Hintergrund. Mit glühenden Blicken beobachtete er den Dämon, der jetzt wieder einen Tentakel vorgleiten ließ, um sich Opfer Nummer zwei zu holen.

Der Fangarm schnellte zuckend über den Boden, wurde langsamer. Er näherte sich Kommissar Mallmann.

***

Will Mallmann versteifte sich! Gleich würde ihn dieser verdammte Fangarm der Bestie erreicht haben.

Da hörte er neben sich eine Stimme. »Ganz ruhig, Will!«

John Sinclair.

Der Geisterjäger hatte sich unhörbar angeschlichen. Da der Kommissar als letzter in der Reihe lag, war es John durchaus möglich gewesen, an ihn heranzukommen.

Mallmann rührte sich nicht. Mit keinem Laut und mit keinem Zucken seines Gesichtes gab er zu erkennen, wie erregt er innerlich war.

John arbeitete verbissen. Es war ein Rennen gegen die Zeit. Wenn er es in den nächsten Sekunden nicht schaffte, den verfluchten Gürtel zu lösen, dann war der Kommissar verloren.

Schon befand sich der Tentakel nur noch wenige Zentimeter von Mallmanns Füßen entfernt. Der Irre tobte und kreischte wie verrückt. Er zog die meiste Aufmerksamkeit auf sich. Jetzt riß er sich sogar die Kleidung vom Leib und schleuderte die Sachen auf das riesige, pulsierende Geschöpf zu.

Der Gürtel war gelöst!

Will Mallmann konnte sich wieder frei bewegen. John Sinclair hatte es geschafft.

Mallmann zog blitzschnell die Beine ein und rollte sich zur Seite.

Diese Bewegung wurde gesehen. Von Alfred!

Zwei, drei Sekunden stierte er ungläubig auf den Kommissar und sah auch John Sinclair, der sich jetzt aus dem Schatten der Felswand löste.

Alfred brüllte auf. Mit einem irren Schrei auf den Lippen rannte er auf den Geisterjäger zu. Während des Laufes zog er ein Messer aus der Tasche, ließ es aufschnappen und wollte John die Klinge in den Leib rammen.

Der Geisterjäger hätte seine Waffe ziehen und schießen können, doch er nahm davon Abstand. Erstens traute sich John zu, den Kerl auch ohne Schusswaffe niederringen zu können, und zweitens wollte er die wertvollen Kugeln sparen.

Alfred griff an. Wie ein Teufel, mit einer rasenden Wut im Leib. Er sah die Pläne des Superdämons im letzten Augenblick noch gefährdet.

Während John sich auf den Messerstecher konzentrierte, machte sich Will Mallmann daran, die anderen Gefangenen aus der unmittelbaren Gefahrenzone zu schaffen und sie von ihren Fesseln zu befreien.

Alfred setzte den Messerstoß ziemlich niedrig an. John Sinclair sprang hoch und spreizte die Beine. Das Messer zischte zwischen seinen Beinen hindurch.

Alfred – schon siegessicher – verlor die Balance. Er stolperte haargenau in Johns Aufwärtshaken hinein, der ihn auf die Hacken riß. Der Geisterjäger setzte sofort nach. Mit einem Hebelgriff warf er seinen Gegner zu Boden und entwand ihm das Messer.

Alfred schrie und wurde wütend.
Er trat, traf aber nicht. Dafür bekam John Alfreds Bein zu packen, wirbelte den Kerl herum und schleuderte ihn einige Schritte weiter.
Zu weit, wie John mit Schrecken feststellte.
Ein Tentakel des Superdämons bekam Alfred zu packen. Blitzschnell schlang sich der Fangarm um seinen Körper, und ehe jemand eingreifen konnte, schwebte Alfred durch die Luft.
Die Mädchen begannen zu kreischen.
John rannte los. Alfred war kein Dämon, er war ein Mensch, und der Oberinspektor wollte ihn retten.
»Nimm Feuer, Will!« brüllte der Oberinspektor.
Mallmann reagierte sofort. Er zog sein Jackett aus, wickelte es sich um die Hand, riß die brennenden Holzscheite aus dem Feuer und warf sie dem amöbenhaften Superdämon entgegen.
Die Mädchen sahen, was der Kommissar vorhatte. Sie wollten sich auf ihn stürzen, ihn an seinem Tun hindern, doch jetzt griffen die anderen Gefangenen ein.
Sie stürzten sich auf die Furien. Sie wußten, daß es um ihr aller Leben ging. Vergessen waren die Angst und die Panik.
Inzwischen war John auf den amöbenhaften Dämon zugerannt. Dicht an ihm vorbei zischten die flammenden Scheite. Wie Pfeile stießen sie in dieses amorphe Ungeheuer hinein, verbrannten die Zellen und zerstörten sie somit.
Löcher fraßen sich in das Gewebe.
John feuerte das Magazin seiner Beretta leer. Die Silberkugeln blieben in der Masse stecken, rissen faustgroße Löcher.
Noch immer zappelte Alfred in den Fängen des Ungeheuers. Bis ein flammendes Holzscheit den Fangarm traf.
Er wurde geteilt.
Alfred fiel zu Boden.
Aus fast vier Metern.
Sein Todesschrei gellte durch das unheimliche Gewölbe. Er war so unglücklich gefallen, daß er sich das Genick gebrochen hatte.
Der Superdämon verging. Die Kraft des Feuers und der Silberkugeln setzte seiner erst am Anfang stehenden Existenz ein jähes Ende. John Sinclair fragte sich, wie es gelaufen wäre, wenn der Dämon seine volle Kraft entwickelt hätte.
So aber sank er in sich zusammen.
Aus dem Zellplasma wurde eine Flüssigkeit, die in dem Krater versickerte.
John nahm an dem Rand des Kraters Aufstellung. Tief unten schien die Erde zu brodeln und zu kochen. John glaubte, Schreie und Stöhnen zu hören und eine Gänsehaut lief über seinen Rücken.
Dann war alles vorbei. Der Boden schloß sich wieder, als wäre nichts

geschehen.
John Sinclair atmete auf.

***

Der Fall hatte doch noch ein gutes Ende genommen. Allerdings blieb ein bitterer Nachgeschmack.
Der Schwarze Tod war entkommen. John Sinclair war sicher, daß er ihm schon bald wieder über den Weg laufen würde.
Die Mädchen wurden gerettet. Mit dem Tod des Superdämons – dem sie ja doch innerlich verbunden waren – verloren auch sie ihre dämonischen Eigenschaften.
Nur die Opfer, die dem Wahnsinn verfallen waren, konnten nicht mehr ihre normalen geistigen Fähigkeiten wiedergewinnen. Sie blieben für immer Idioten, die in einer Heilanstalt ihr weiteres Leben fristen mußten.
John Sinclair übernahm mit Kommissar Mallmann die Aufgabe, Frau Brandner über den Tod ihres Sohnes zu informieren. Die Frau nahm die Nachricht gefaßt auf, doch zwei Tage später erhängte sie sich. Sie war damit das letzte Opfer des Superdämons.
John Sinclair und Kommissar Mallmann machten mal wieder einen Zug durch die Gemeinde. Diesmal nahmen sie sich die Weinlokale vor. Doch es kam keine rechte Stimmung auf. Die Existenz des Schwarzen Todes war ja nun nicht zu leugnen.
Er würde wieder in die Geschicke der Menschheit eingreifen, und wenn John daran dachte, bekam er jetzt schon Magenschmerzen.
Auf dem Flug nach London sprach er seinen Bericht auf einen Kassettenrecorder.
Niemand holte ihn am Flughafen ab, und so fuhr der Geisterjäger allein in seine Wohnung.
Suko war ebenfalls nicht gekommen. Nur der Hausmeister fragte ihn, wie denn das Wochenende gewesen sei. Er hatte Bescheid gewußt, daß John auf dem Kontinent war.
»Nett war es, mein Lieber, sehr nett!«
Der Hausmeister nickte. »Ja, ja«, erwiderte er, »unsereins kann sich das nicht leisten.«
»Seien Sie froh«, gab John zur Antwort und fuhr in seine Wohnung.
Er fand einen Zettel. Jemand hatte ihn unter den Türschlitz geschoben.
John las die Worte und lächelte.
›Peter war doch nicht der nette Gesellschafter, den ich mir vorgestellt hatte. Nach einer Stunde ist er mir schon auf die Nerven gegangen. Ruf mich an, wenn du Zeit hast!
Deine Jane.‹
John lächelte. Obwohl der Himmel draußen in Regenwolken

schwamm, kam ihm der Tag doch nicht so grau vor. Er zog den Mantel aus, stellte den Koffer weg und griff zum Telefon.

Wie der Abend endete? Das wird nicht verraten. Schließlich gehört auch einem Mann wie John Sinclair ein kleines Stück Privatleben…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 6 »Schach mit dem Dämon«